Med. g.
62
l

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Briefe
eines Arztes
über den
ärztlichen Beruf
und
die Heilkunde
an
einen jungen Freund,
als er Medicin studiren wollte.

Leipzig.
Friedrich Fleischer.
1842.

64.85

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

I.

Medicin wollen Sie studiren? Ja sagen Sie mir nur erst — wie kommen Sie darauf? Dann will ich Ihnen auch meine Ansicht darüber mittheilen, aber eher nicht. Sie müssen mir den Hergang der Sache berichten, ich meine die Geschichte des Gedankens Medicin zu studiren — wie, unter welchen Umständen er bei Ihnen entstanden ist, auf welche Gründe Ihre Wahl sich stützen würde. Doch will ich Ihnen wenigstens vorläufig die Punkte angeben, über die ich Aufschluß haben möchte. Glauben Sie den Beruf dazu zu haben, und worauf stützt sich dieser Glaube, auf Ihre Neigung, Ihre Anlagen? — Worauf bezieht sich aber Ihre Neigung, auf das Studium der Medicin als Wissenschaft, oder auf ihre Ausübung? Das müssen Sie wohl unterscheiden; oder sind es äussere Gründe und welche, die Sie zu jenem Entschlusse bestimmen könnten? Ueberlegen Sie das wohl und schreiben Sie mir dann recht aus=

führlich. Ich muß jetzt schließen und zu meinen Patienten. Es herrscht hier ein ansteckendes, sehr gefährliches Nervenfieber.

II.

Ihr kurzer Brief hat mir eine recht lange schlaflose Nacht gemacht, und wenn es dem strengen Inquirenten von Wichtigkeit ist, so kann ich Sie versichern, daß ich in diesem Augenblicke, wo ich meine Relation anfange, in einer höchst nüchternen Stimmung bin. Sie können der verborgenen Ursache einer räthselhaften Krankheit nicht mit mehr Emsigkeit und Eifer nachforschen, als ich dem letzten Grunde meines Entschlusses, Ihr College zu werden. Ich habe wirklich eine moralisch-psychologische Untersuchung mit mir vorgenommen, von der mir der Kopf noch weh thut. Das Resultat ist in Kurzem Folgendes: Ich will jedenfalls studiren — das steht fest — eben so, daß es ein Brodstudium sein muß. Pastor zu werden ist mir aber noch nie eingefallen, und mit dem Gedanken an die Jurisprudenz habe ich mich so lange herumgeschlagen, bis ich eingesehn habe, daß auch das nichts für mich ist. Der Advocatenstand hat bei uns wahrhaftig nichts Reizendes — das werden Sie zugeben, und die Beamten-Carrière fängt an sehr langweilig zu werden. Ohnehin ist der Jurist an das Bestehende gebunden, an die Kette der Gesetze, die seinem

Geiste nicht erlaubt über einen gewissen sehr engen Kreis hinauszugehn — darin mag er seinen Witz versuchen und woran? An dem Unverstande und der Niederträchtigkeit der Menschen, an ihren kindischen, läppischen Zänkereien. Und nun erst — wie kommt sein Gefühl dabei weg? Noch schlechter, denn es gilt unter jeder Bedingung das tyrannische Gesetz — was oft beide Theile gar nicht einmal gekannt haben — nie das der Billigkeit. Nein, ich danke. Ich habe das sehr reiflich erwogen und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich als Jurist mein Lebensglück verfehlen würde. Die Medicin aber liebe ich, weil — sie frei ist. Es ist eine freie, unbegrenzte Wissenschaft — ich kann mich da frei und ungebunden nach allen Seiten hin bewegen, weit, weit über das Alltägliche hinaus, und werde doch nie ihre Grenzen finden. Ist es nicht so? Ich denke, es kommt noch Keiner zu spät um mit an dem großen Baue arbeiten zu können. Ob ein Universalmittel zu finden ist, weiß ich freilich nicht, aber etwas besseres, als Sie jetzt haben, ist gewiß noch zu bekommen. Und wie viele und interessante Seiten bietet Ihre Wissenschaft dar — Erfahrung und Speculation, Mechanik und Philosophie, Verstand und Phantasie, jedes ist da reichlich bedacht. Nehmen Sie allein die bunte Mannichfaltigkeit der Naturwissenschaften. Wer kann so wie der Botaniker und Mineraloge das utile mit dem dulci vereinigen! Und wie viel Ge-

heimnißvolles und Räthselhaftes giebt es da noch, was Geist und Sinn gewiß auf das angenehmste beschäftigt! Ja, es ist Ihre Wissenschaft selbst, die mich so unwiderstehlich anzieht, aber sie ist es nicht allein. Der Beruf des practischen Arztes zieht die Fesseln noch stärker, mit denen sie mich umschlingt. Seinen Mitmenschen das höchste irdische Gut, die Gesundheit, geben und erhalten, Thränen trocknen, Leidende aufrichten, in die Nacht der Verzweiflung den Sonnenstrahl der Freude werfen — ist das Nichts? Der muß gar kein Gefühl, nicht Kraft und Muth haben, er kann nur ein weichlicher, feiger Schwächling sein, der Mühseligkeiten und Beschwerden dagegen in die Waagschale legt. Nein, sein Sie überzeugt: es sind keine äussern Gründe, die mich zu meinem Entschlusse bestimmen. Was könnte ich auch an äusserer Ehre Großes dadurch erlangen? Doch jenes Gefühl der Ehre, welches in dem Gedanken liegt, ein schlichter Mann zu sein und doch ein Mann, den die Welt mit Achtung nennt — ist das nicht mehr werth, als alle Orden und Titel? In dem Bewußtsein selbst liegt doch unser ganzer Reichthum, den erlangt man aber freilich nicht durch Antichambriren. — Wenn mich aber doch ein Aeusseres Ihres Standes anziehn könnte, so ist es Ihre unabhängige, freie Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft. Sehen Sie, das ist es, was mich treibt einer der Ihrigen zu werden. Ob das schon genügt sich berufen zu halten —

ich weiß es nicht. Ueber meine Anlagen kann ich wohl nicht unparteiisch urtheilen. Machen Sie mich nur auf solche specielle Punkte aufmerksam, die ich bei meiner Ausbildung besonders berücksichtigen muß — und ich denke, dann will ich mit frischer Kraft und gutem Muthe ans Werk gehen. Da haben Sie meine Relation — ich glaube Sie werden daraus sehen, daß ich meinen Beruf nicht unbedacht erwähle? Sie haben gefährliche, ansteckende Nervenfieber? Ach das wäre mir Lust — was würzt das Leben mehr als die Gefahr!

III.

Ich habe Ihren neulichen Brief mit Interesse gelesen, und kann nun schon eher mit Ihnen über die Sache reden, und, wie es mir scheint, werde ich recht viel zu reden haben. Zuvörderst erlauben Sie mir die Anmerkung: daß, wenn Sie das, was Sie mir mittheilen, nach einer durchwachten Nacht, bei Kopfschmerz und in prosaischer nüchterner Stimmung schreiben, ich wirklich begierig bin, Sie in der Exaltation reden zu hören. Ja, die poetische Kraft der Jugend widersteht noch Nachtwachen und Kopfschmerz, und das ist auch recht. So muß ich denn wohl versuchen sie mit einiger Prosa etwas abzudämpfen, damit das Urtheil rein und kühl bleibe. — Daß Sie nicht Medicin studiren würden, wie Manche einen Weg einschlagen, weil Andre, mit denen

sie gerade zusammentreffen, ihn auch laufen — das dachte ich mir gleich; aber gerade deßwegen ist die Wahl bedenklicher für Sie. Hofften Sie nur als Arzt früher »zu Brode zu kommen,« wollten Sie überhaupt nur »Ihr Brod« und nichts weiter — **eh bien**, so möchten Sie laufen! Wer nur etwas Tüchtiges lernt, die Sache recht anzugreifen weiß, und nicht gar zu große Ansprüche macht, dem wird die Hoffnung selten fehlschlagen, wie sehr man auch klagt über den ungeheuren Zudrang und die schlechten Zeiten; denn ganz so schlimm ist es doch auch nicht — für Andere sind die Zeiten noch schlechter, und — jedenfalls steht dem jungen Arzte die ganze Welt offen. Oder könnte ihn etwa die Liebe zur Heimath fesseln? Die scheint ja im Gedränge der Zeiten so ziemlich darauf gegangen zu sein, oder vielmehr der Begriff der Heimath hat sich so erweitert, daß die Liebe zu ihr so leicht nicht in's Gedränge kommen kann. Dem jungen Arzte steht die Welt offen, und wenn er sich einen guten Platz darin nicht aussucht, so ist in der Regel blos die Schwerkraft, die **vis inertiae** seiner Natur daran Schuld. Was also das Auskommen betrifft, so ist der glücklich daran, dem das als höchstes Ziel seiner Hoffnungen vorschwebt; denn er wird es wahrscheinlich erreichen. Es sind damit allerdings einige Unannehmlichkeiten verbunden — keine Ruhe bei Tag und Nacht, schlechte Wege, Sturm und Wetter, Gefahr für die eigene, theure Gesundheit, üble

Atmosphäre und ewiges Klagen und Jammern in den Krankenstuben, indessen was will das sagen? Er kann dafür einen bessern Tisch führen und auf dem Club ein höheres l'Hombre spielen, als selbst der Bürgermeister, wenn nicht, so hat er es auf der andern Seite auch wieder bequemer. Heirathen muß er ohnehin bald, und so kann es nicht fehlen: der junge Arzt wird eher ein gemachter Mann, als die meisten Juristen und Theologen, die mit ihm zu gleicher Zeit studirten. Sollte es übrigens doch manche Freuden geben, deren Genuß dem Arzte durch seinen Beruf gerade dann entzogen wird, wenn dieser ihm das meiste Geld einbringt, so kann er sich doch darauf verlassen, daß die Gewohnheit Alles wieder gut macht, und er zuletzt das, was er nicht haben kann, auch gar nicht mehr entbehrt. Doch wozu Ihnen das? Sie denken ja nicht an Auskommen und Lebensgenuß, wenigstens suchen Sie ihn in etwas ganz Anderem. Sie wollen in den süßen Gefühlen eines Wohlthäters schwelgen, Sie fragen nichts nach irdischem Reichthume, sondern nur nach dem Reichthume des Bewußtseins, nichts nach Orden und Titeln — Sie sind zufrieden ein schlichter Mann zu sein, dessen Namen die ganze Welt mit Achtung nennt, da haben Sie gewiß einen sehr feinen Geschmack; aber — gerade deßhalb sehen Sie Sich vor, was Sie thun? Wollen Sie Arzt werden, weil — Sie noch weniger Lust haben Theolog oder Jurist zu werden? Gut, das ist ein Grund,

den ich anerkenne; dann würde ich Sie wahrhaftig nicht warnen. Sie würden im schlimmsten Falle eben nicht sehr unglücklich werden können; glauben Sie mir: die Aerzte sind am glücklichsten durch ihren Beruf, die ihn aus keinem andern Grunde wählten. Die Meisten wählen ihn so, und es ist eine ganz verkehrte, obgleich bei den Laien allgemein verbreitete Ansicht, daß die Wahl des ärztlichen Berufs aus höheren Rücksichten hervorgehen, sich auf tiefere Gründe stützen müsse. Oder meinen Sie nicht, daß die Ansicht verkehrt ist? Doch ich kann Ihnen das nicht mit ein paar Worten deutlich machen und habe jetzt zu mehreren nicht Zeit. Thun Sie mir nur den einzigen Gefallen und rennen Sie Sich nicht fest in Ihren schönen Phantasien, und — schreiben Sie mir doch gelegentlich: wie es denn gekommen ist, daß alle jene Gefühle für unseren ehrlichen Beruf so urplötzlich in Ihnen erwacht sind? Davon sagen Sie nichts.

IV.

Ich kenne Sie und lasse mich nicht irre machen. Es kann Ihr Ernst nicht sein; und doch — ich will es nicht läugnen — haben mich Ihre Worte etwas stutzig gemacht. Ich halte zwar das künftige Auskommen und all' die materiellen Rücksichten nicht für die Hauptsache bei der Wahl des Berufs — indessen so ganz darf ich sie doch auch nicht übersehen. Sie sagen nun zwar, daß sich der, welcher Me-

dicin studiren will, deßhalb beruhigen kann, dieses scheint mir fast, als sei das nichts wie Ironie. Reden Sie mal im Ernst: sind die Aussichten der jungen Aerzte auf ein anständiges Auskommen, auf eine comfortable Existenz so ganz desperat? Ziehen Sie aber, bitte, die weite Welt, die ihnen offen steht, nicht hinzu. Es könnten doch auch Umstände eintreten, wodurch es uns unmöglich wird von jener Freiheit Gebrauch zu machen, es bleibt doch auch immer Geschmackssache, ob man lieber in Deutschland oder in Amerika, in Rußland oder Batavia leben mag. Bleiben wir bei Deutschland — da, sollte ich denken, müßte sich der Arzt aber doch einmal noch ebenso gut durchschlagen können als alle andere gelehrte Stände? Die Mühseligkeiten Ihres Berufs mögen allerdings groß genug sein, doch meine ich, daß sie weit entfernt den Lebensgenuß auszuschließen, ihn nur noch mehr würzen müßten? Aber, wie gesagt, ich halte das im Ganzen für Nebensache, wenn ich's auch nicht ganz unberücksichtigt lassen möchte — indessen davon werden Sie mich doch nicht überreden wollen, daß es besser sei es für die Hauptsache zu nehmen? Ich bitte Sie! Wenn wir erst alle höhere und edlere Interessen aufgeben sollten, blos weil wir sie vielleicht nicht immer befriedigt finden — dann wäre es freilich am gerathensten, man handelte und schacherte sich durch die Welt. Nein, das ist Ihr Ernst auch nicht. Sie werden Sich keine Collegen wünschen, die ihren Beruf nicht

anders erwählt haben, wie der Schuster den Leisten; ich kann mir nichts Abscheulicheres denken!

V.

Nun wie wählt denn der Schuster den Leisten? Weil es das Geschäft seines Vaters, seines Nachbars oder Gevatters ist; ihrer Arbeit hat er als Kind oft zugesehen, der Nachahmungstrieb hat ihm auch Hammer und Leder in die Hand gegeben — er hat mit seinen Zeitgenossen »Schuster und Gesellen« gespielt; seine Phantasie ergötzte sich an solchen Bildern, einen tüchtigen Schuster verehrte er als sein Ideal. Die Eltern beförderten dies gern aus sehr natürlichen Gründen — was Wunder, wenn aus dem Kinde zuletzt ein Schusterjunge wird? Das ist der natürliche Gang der Dinge, und wenn es derselbe ist, der den Knaben in die Richtung auf den ärztlichen Lauf führt, so sehe ich nicht ein, was Sie daran Abscheuliches finden können? — Verlangt man vom Juristen, daß er durch nichts zu seinem Berufe getrieben werde, als durch die edelsten und erhabensten Interessen für das Wohl der Menschheit, durch die glühendste Begeisterung für die Idee des Rechts? Niemand verlangt es, wenigstens nicht in dem Maße wie man ähnliche Motive dem Arzte aufdringt. Von dem Advocaten erwartet Niemand, daß er Thränen vergießt, wenn er durch seine Geschicklichkeit die Gegenpartei an den Bettelstab

gebracht hat, noch weniger von dem Richter, wenn er die Kindesmörderin inquirirt — aber der Arzt muß durchaus die Qualen des weichen Gefühls tragen, wenn da Jemand krank ist, über Schmerzen klagt, oder endlich stirbt — ein Loos, was er mit Allen gemein hat. Was sind körperliche Schmerzen gegen die geistigen? Aber das Materielle, Handgreifliche, was uns so recht deutlich unter Jammern und Klagen vor die Augen tritt — das ist das Rührende, Ergreifende, da sollen wir mit klagen. Der Richter, der öffentliche Beamte, selbst der Prediger hat wohl eben so viel Ursache bei Ausübung seines Berufs an Qualen des Gefühls zu leiden, wie der Arzt; aber daran denkt man weniger. Kurz, ist der ärztliche Beruf vor andern ein so erhabener, heiliger, daß man nur mit den höchsten, edelsten Gefühlen ausgerüstet in ihn eintreten darf? Ueberlegen Sie das mal, und gehen wir vorläufig nur wieder auf das egoistische Princip zurück, welches, trotz aller Redensarten, der Wahl des ärztlichen Berufs so gut wie der jedes andern doch in der Regel zum Grunde liegt! Es giebt auch nur wenige Beispiele, daß Jemand, der ein Vermögen von funfzigtausend Thalern hat, Medicin studirt, oder gar sie ausgeübt hätte. Sie wollen Alle leben, und zwar gut leben, mindestens ihren eigenen Heerd und Frau und Kinder haben wie andere rechtliche Leute. Das Leben eines Predigers hat allerdings etwas Genantes, Beamte können nicht Alle

werden, mit dem Advocatenstande ist es auch eine eigene Sache — Viele haben auch eine Scheu vor dem ewigen Sitzen, Schreiben und Rechnen — der Arzt ist immer auf den Beinen oder gar zu Pferde und zu Wagen, bald hier, bald da; Niemand hat ihm etwas zu sagen; er kommt bald »zu Brode,« verdient viel Geld, ist ein geachteter Mann, auf dessen Wort man überall hört — das Alles blendet, reizt und — die Jugend ist schnell entschlossen. Wie sieht es nun aber nachher aus? Zu einer gewissen Selbstständigkeit kann der Arzt allerdings bald kommen, wenigstens verhältnißmäßig noch wohl am ersten von Allen, die in jetziger Zeit ein gelehrtes Fach ergreifen. Es war allerdings mein Ernst was ich Ihnen neulich darüber sagte — er mag sogar auch mehr Geld verdienen, als viele Andere, Prediger, Beamte u. s. w. Wie steht es aber mit dem guten Leben? Bequemlichkeit darf man wenigstens nicht dazu rechnen. Das wäre aber das Wenigste. Der beschäftigte Arzt kann auch geistig keinen Augenblick ruhig sein, seine Kranken erhalten ihn in steter Sorge und Spannung; es giebt keine Zeit, von der er sagen könnte: sie ist mein, ich will sie benutzen mich zu erholen, mein häusliches Glück bei Frau und Kindern zu genießen, in fröhlicher Gesellschaft mich zu erheitern, zum Studiren oder wozu sonst — er kann es nicht, denn die Zeit gehört nicht mehr ihm; er muß jeden Augenblick fürchten wieder hinaus zu müssen.

Das bringt freilich wieder Geld, aber — er hat ja gar keine Zeit es zu benutzen, was hilft's ihm? Sehen Sie die ersten, beschäftigsten Aerzte der größeren Städte, welch ein Leben führen sie trotz ihrer eleganten Equipage, ihrer wohlbesetzten Tafel und luxuriösen Wohnung? Und nun gar die Aerzte, welche ihr Einkommen ganz oder zum Theil aus der Landpraxis gewinnen müssen! Doch was bedarf es weiterer Auseinandersetzung — es ist ja handgreiflich: daß, wenn der materielle Egoismus den ärztlichen Beruf wählt, er gar keine schlechtere Wahl treffen konnte. Es steht sich wahrhaftig besser hinter dem geringsten Ladentische.

VI.

Gut, lassen wir denn den crassen, groben Egoismus, der sich nur im sinnlichen Genusse bewegt! Sie wollen ihn aufopfern. Was setzen wir aber an seine Stelle? Die Eitelkeit, den Ehrgeiz — immer wieder Egoismus! Der Bauerjunge, der Sohn des Handwerkers, er will weiter hinauf, er verläßt Pflug oder Pfrieme und nimmt das Rasirmesser zur Hand, kommt in die Lehre bei einem Chirurgen, schwingt sich zum Pflasterspatel und Aderlaßschnepper in die Höhe, besucht die chirurgische Academie und — wagt zuletzt auch den Sprung von ihr zur Universität; oder wo es da mit dem Sprunge nicht mehr geht, wo man fein ruhig über eine Brücke gehen muß, an der als Zoll das

Maturitäts-Zeugniß verlangt wird, nun — da schmuggelt er sich durch. Keine Regel ohne Ausnahme! Die soll nun freilich nur für die wahren Talente sein, von denen man Bedeutendes erwarten kann und für die muß man sie allerdings unbedingt in Anspruch nehmen; indessen, irrt man sich auch nicht so leicht in dem Resultate, den tüchtigen Kenntnissen, so doch um so leichter in ihrer Ursache. Fleiß und Talent werden da oft verwechselt; der Fleiß allein sollte aber keineswegs Anspruch auf jene Exemption machen dürfen. Hier tritt also zuerst der Ehrgeiz auf als Motiv zur Wahl des ärztlichen Berufs; doch er hatte freilich keine andere Wahl, muß also auch zufrieden sein, lassen wir ihn daher. Sie und mit Ihnen die Meisten sind in einer ganz andern Lage. Ihr Ehrgeiz kann verschiedene Bahnen wählen, der Staatsdienst wie der Weg zur Kanzel steht ihm offen — er wählt aber die Laufbahn eines practischen Arztes. Lassen Sie uns sehen, wie er da fährt? Die höheren und höchsten Medicinalbeamte, sie bleiben immer Aerzte d. h. sie üben eine Wissenschaft oder Kunst aus für Jeden, der es verlangt, und — sie lassen sich dafür bezahlen; davon leben sie größtentheils — es ist ihr »Geschäft.« Was sagen Sie zu einem Ritter, der zum Gelderwerb ein Geschäft treibt bei Vornehmen und Geringen; zu einem Geheimen-Rathe, der Jedem seinen Rath ertheilen muß, der ihn verlangt, und das Geld, welches man ihm dafür

in die Hand drückt, ruhig in die Tasche schiebt? Niemand wird das dem Ritter und Geheimen=Rathe verdenken, aber ich meine: stimmt das mit Ihren Begriffen von äusserer Ehre, von Standes=Ehre überein? Mit denen der meisten Menschen wenigstens nicht. Sie mögen mit Grafen und Fürsten diniren und in den Soirées der haute volée erscheinen, die übrigen Geheimen=Räthe und Ritter halten sie doch eigentlich nicht so ganz für ihres Gleichen. Es sind sehr wichtige Personen, die wohl Mancher gern zu Freunden hätte — der Leibarzt hat beim Fürsten oft größern Einfluß als der Minister, aber das hat der Leib=Kammerdiener oft auch. — Ludwigs XI. Barbier war der Allmächtige im Staate. — Und was kehrt sich im Grunde der Stolz daran, der auf die Standes=Ehre sich stützt? Die brillante Equipage — er bedarf ihrer zu seinem Geschäfte, zum Gelderwerbe; der Geheime=Rath mit dem Orden auf der Brust steigt aus, geht in das unansehnliche Haus zum subalternen Beamten, der seiner Hülfe bedarf und — sie ihm bezahlt. Der ist immer in Avançe, er mag sein wer er will, der zu eigenem Nutzen den Andern in Anspruch nimmt und zwar für Geld — wenigstens bei uns in Deutschland. Der vornehmste Arzt, er mag sich scheinbar noch so frei und ungezwungen in den höchsten Kreisen bewegen, man mag ihm noch so artig entgegenkommen — es ist gewiß, er hat das Alles nur dem Umstande

zu danken, daß man sich ihm verpflichtet glaubt, ihn nicht entbehren kann, ihn gebraucht, wozu er gut ist, seinen geselligen Talenten, seiner Persönlichkeit, kurz allem Andern eher, als seinem Stande. Er ist ein Gentleman wie Einer, aber — nicht in jener exclusiven Bedeutung des Staats. Und meinen Sie er fühlt das nicht selbst? Nun — —. Sieht es aber schon auf den Höhen des ärztlichen Berufs so zweideutig mit der Befriedigung jenes Ehrgeizes aus, wie dann erst, wenn wir tiefer hinabsteigen! Kommen Sie mal mit hinab; erst bedenken Sie aber doch noch, daß es jener Höhen in unserm Stande verhältnißmäßig nur sehr wenige giebt, so daß es allerdings sehr überflüssig erscheinen könnte, wenn ein Studiosus der Medicin sich den Kopf darüber zerbricht, inwiefern er als Wirklicher-Geheimer-Obermedicinal-Rath oder Leibarzt für seinen Ehrgeiz hinlängliche Befriedigung finden wird. Betrachten wir nun mal das Gros der Aerzte in Stadt und Land. Welch äusserer Ehre haben sie sich zu erfreuen? Jedenfalls keiner größeren, als jeder Advocat oder bedeutendere Krämer; ob sie damit aber auch nicht zufrieden sein können, ist freilich eine andere Frage. Selbst das in dieser Hinsicht günstigere Verhältniß des Arztes zum Apotheker ist dies nur scheinbar; denn der Apotheker hat Geld, und kann in der Regel ein besseres Haus machen, als jener. Jeder aber, der da nur einen Uniformsknopf an seinem Rocke trägt, hält sich für mehr,

als den Doctor. Selbst der Physicus wird doch nicht zur eigentlichen »Staatsdienerschaft« gerechnet, jeder Beamte rangirt unbedingt vor ihm. Was aber auch hier die Hauptsache ist, das Verhältniß dessen, der »für Geld« die Arbeit eines Andern in Anspruch nimmt, der »zu thun und zu leben« giebt, in welchem auch der Geringste zum Arzte steht, giebt diesem eine ganz eigene Stellung. Mit dem Advocaten ist es schon etwas ganz anderes: er arbeitet zwar auch um Geld für Andere, aber es geschieht nicht so öffentlich, handgreiflich wie beim Arzte, den man von Haus zu Haus laufen sieht, überall den Hut abnehmend und sich verbeugend. Dann denkt man auch bei dem Advocaten eher daran, daß er mit dem Verstande arbeitet, während man bei dem Arzte auch schon die Arbeit der Beine, jedenfalls die körperliche Anstrengung mit in Anschlag bringt. Der Arzt muß zu dem hin, der ihn verlangt — was den Advocaten anbetrifft, so kommen die meisten Clienten zu ihm. Sie halten ihn, wenigstens in der Angelegenheit, die sie mit ihm vorhaben, für klüger, erkennen da unbedingt seine geistige Ueberlegenheit an, keineswegs aber immer beim Arzte, der bleibt noch immer ihrer Kritik unterworfen. Jeder glaubt etwas von seiner Kunst zu verstehen, jeder Narr, dem es eben einfällt, macht seine Glossen über ihn, und das Schlimmste ist: der Arzt hängt im Anfange mehr oder weniger von jedem Narren ab. Jener

hängt zwar auch mehr oder weniger von seinen Clienten ab, aber nicht so von ihrer Liberalität und Großmuth — kurz die Stellung des Advocaten ist in dieser Hinsicht eine ganz andere, als die des Arztes, vorausgesetzt, daß beide in ihrem Berufe gleich achtbare und gesuchte Männer sind. Der Doctor in der Provinzialstadt paßt allerdings in alle ihre Kreise, aber in die höheren der Beamten, Officiere und des Adels bringt ihn doch eigentlich nur Jener Bedürfniß, oder seine Persönlichkeit — nie kann er vermöge seines Standes an sich Anspruch darauf machen. Nein, mit der äusseren Ehre unseres Standes ist es nicht weit her. »**Dat Tribonianus honores, opesque Galenus.**« Da Galen aber auch das eingestellt hat, so fragt es sich, was giebt er denn? Sehen Sie Sich daher vor, ehe Sie Sich mit ihm einlassen!

VII.

Ja, mein Lieber, das ist leicht gesagt: »was frag' ich nach jenen erbärmlichen Rücksichten äusserer Ehre!« Sind Sie denn schon mal in der Lage gewesen, wo sie in Frage kamen? Eher können Sie es schwerlich wohl so ganz sicher wissen, ob sie Ihnen wirklich so gleichgültig sind. Man lebt einmal in der bürgerlichen Gesellschaft; die dreht sich aber hauptsächlich um das, was wir äussere Ehre nennen, und Sie werden Sich auf die Dauer diesem allgemei-

nen Zuge nicht ganz entziehen können. Wenn Sie künftig erst Ihren eigenen Heerd haben, Frau und Kinder, Gesellschaften geben und besuchen müssen, wer weiß ob Sie dann nicht ganz anders — denken? Nein, das will ich nicht sagen, Ihre Grundsätze mögen da dieselben sein, aber Ihre *Empfindungen*? Man kann da Manches für eine erbärmliche Kleinigkeit halten, und doch nicht davon loskommen. Prüfen Sie Sich wohl, denn jener Ehrgeiz, jene Eitelkeit, die das Grundübel unserer Zeit sind, sollten Sie ganz davon frei sein? Doch lassen wie jene jämmerlichen Rücksichten, ich glaube auch, daß Ihr Ehrgeiz nach etwas ganz Anderem strebt. Sie wollen geachtet und geehrt sein als ein Mann von Geist und Gelehrsamkeit. Sie wollen nicht Orden und Titel, sondern nur einige Lorbeerblätter sammeln auf dem Felde der Intelligenz. Ach das ist noch schlimmer, da sind Sie noch übler daran! Der *gelehrte* Arzt gilt jetzt wenig mehr; man hat nicht Lust die Gelehrsamkeit zu bewundern, man will nur Thaten anerkennen; der Arzt, der Glück in seiner Praxis hat, viel Praxis hat — der gilt. Man glaubt dahinter gekommen zu sein, daß die sogenannte Gelehrsamkeit Niemandem viel hilft; man betrachtet hin und wieder den gelehrten Arzt schon im Gegensatze jener tüchtigen Practiker; man will curirt sein, gleichviel von wem, Geist und Gelehrsamkeit wird bei jedem Andern eher anerkannt, als gerade beim Arzte, wenigstens

insofern sie als Garantie für seine practische Tüchtigkeit gelten könnten. Ich bitte Sie, wer anders hat noch Respect vor dem Wissen und Können des Arztes als der, welchem er ihn Eßlöffelweis beibringt? Stehen sie auf vom Krankenbette, geht's wieder frisch in's Leben hinein — da treiben sie nur zu gern in ihrem Uebermuthe Scherz und Kurzweil mit den Aerzten und ihrer Kunst. Der Doctor mit all' seiner Gelehrsamkeit ist für die Gesunden keine Respectsperson; wenn sie auch Alles ernstlich erwägen, seine Kenntnisse und Verdienste bereitwillig anerkennen — sie können sich doch auf der andern Seite auch wieder des Lächelns dabei nicht erwehren; wenn sie ihn persönlich auch noch so sehr achten, lieben und ehren, im gewöhnlichen Leben, in den heiteren Stunden geselligen Beisammenseins mögen sie ihn »qua doctor« doch gar zu gern ein bischen necken, wenn sich nur irgend die Gelegenheit dazu bietet. Ist die Bühne auch nicht immer das getreue Conterfai des Lebens, die Stellung des Arztes in der Gesellschaft wird dort, einige Uebertreibungen abgerechnet, ziemlich richtig dargestellt. Haben Sie aber Lust die Rolle zu spielen? In ernsten, einsamen Stunden mag uns unser eigenes Bewußtsein genügen — was brauchen wir da mehr? Aber zu den fröhlichen und heiteren, in den bewegten Kreisen des Lebens, da bedürfen wir allerdings mehr. Genug, bei aller Achtung, die man vor dem ärztlichen Stande und dem ein-

zelnen Arzte haben mag, es hängt immer noch so ein kleines Etwas daran, was die Empfindung des Lächerlichen und Komischen vermittelt. Es läßt sich nicht weiter beschreiben, aber schwerlich ableugnen. Wissen Sie aber, welche Bedeutung im Leben das Princip des Lächerlichen hat? Sie mögen die Menschen verachten, die Sie tadeln und anfeinden, es mag Ihnen selbst ein wonniges Gefühl sein verläumdet zu werden, doch — dem Miserabelsten von ihnen lächerlich zu erscheinen, das überwindet Ihr Stoicismus gewiß nicht so leicht. Und werden Sie überschüttet mit Ehre und Achtung — es gilt Ihnen nichts, wenn nur der leiseste Hauch des Lächerlichen Sie trifft. Der dringt durch bis auf die tiefsten Wurzeln Ihres Ehrgeizes und verletzt ihn tödtlich. Die abgedroschenen Witze und Satiren auf den ärztlichen Stand sind es nicht, die ich hier meine — es ist der feine, flüchtige Geist der Satire selbst, der auf uns gerichtet ist und unsern Ehrgeiz trifft ohne daß wir ihn sehen, und dagegen hilft nichts, gar nichts als — Resignation. Fühlen Sie Sich dazu aber stark genug? Ueberlegen Sie erst Alles dies, was Ihre Forderungen an das Leben, an die Wirklichkeit, Ihre Eitelkeit, Ihr Ehrgefühl nur im Entferntesten berührt, ehe wir weiter gehen, denn es sind allerdings noch manche andere Seiten zu berücksichtigen. Betrachten Sie das, was Sie ergreifen wollen, **en détail**, die Carrière, in die Sie einzugehen denken, in jedem ihrer Punkte, suchen

Sie Sich möglichst jedem Schritt zu vergegenwärtigen, den Sie da zu machen haben — nachher ist es zu spät!

VIII.

Ihnen wird es gewiß nicht einfallen anzunehmen: daß gerade ich an mir selbst solche Erfahrungen gemacht habe, und nun ein specielles, nur mich persönlich betreffendes Verhältniß für ein allgemeines ausgeben möchte, — aber ich zweifle keinen Augenblick daran, daß viele meiner Collegen das allerdings annehmen, und mit einem solchen oder ähnlichen Complimente sich für den Affront, den ich ihrer Meinung nach unserem Stande angethan, revangiren würden. Jedenfalls würden sie sich gewaltig sträuben das zuzugeben, was ich da behauptete — und das wäre im Grunde auch sehr natürlich. Nichts destoweniger muß ich bei meiner Ansicht bleiben, und Sie werden sie, wenn Sie nur genau darauf achten wollen, auch hinlänglich, wenn auch nicht überall, bestätigt finden. Wie gesagt, werfen Sie nur mal Ihre Blicke in die Literatur, in die dramatische, in die der Romane und ähnlicher Schriften — wie ist dort in jener Beziehung die Stellung der Aerzte in der Gesellschaft dargestellt? Sie hat jedenfalls viel Aehnliches mit der der Geistlichen, über die wohl Niemand, die Geistlichen etwa selbst ausgenommen, der die Welt einigermaßen kennt, sich täuschen wird. Ich gebe übrigens gern zu, daß

jene Ansicht nicht so unbedingt und allgemein gelten kann, müßte mich aber sehr irren, wenn sie sich nicht gerade in den Regionen bestätigt finden sollte, in denen der Ehrgeiz eben seine Nahrung sucht. Mit dem Ehrgeize, mit der Eitelkeit habe ich es aber hier nur zu thun. Nein, ich habe nicht übertrieben; es ist vielmehr noch schlimmer, als ich dargethan habe. Der Glaube an die Macht der Aerzte hat mit dem Glauben überhaupt wirklich in sehr bedenklicher Weise abgenommen; man ist jetzt im Allgemeinen viel geneigter, der guten Natur, dem Zufalle oder der Vorsehung das Verdienst zuzuschreiben, was man sonst dem Arzte anrechnete. »Was hilft alle Medicin, soll der Kranke wieder besser werden, wird er es auch ohnedies,« das ist eine Lehre, die vom Lande auch immer mehr in die Städte eindringt, und deren Folgen die Aerzte recht gut kennen. Wenn ein sehr gefährlicher Kranker wieder genas, so erkennt die Familie in ihrer Freude und Dankbarkeit allerdings den Arzt gern als Helfer und Erretter an, indessen »daß Gott denn doch das Beste dabei gethan habe« der Gedanke tritt doch immer mehr hervor, trotz des Sinkens der Religiosität. Das sind denn auch nur die acuten, recht eclatanten Fälle; in den gewöhnlichen, am häufigsten vorkommenden wird viel eher die Mühe, die der Arzt sich gab, seine Sorgfalt und Theilnahme anerkannt, als daß man glaubt er habe w e s e n t l i c h e Hülfe geleistet. In vielen Fällen aber ist

man überzeugt, daß er gar nichts genützt, oft sogar, daß er mehr geschadet, als genützt habe. Ein solcher Sinn ist freilich noch nicht allgemein, aber er greift immer mehr um sich. Von Ungebildeten hört man oft: »Vor den Tod kein Kraut gewachsen ist — unser Wissen ist Stückwerk — wir sind allzumal Sünder« — und ähnliche Redensarten, der Gebildete citirt den Mephistopheles. Man durchstudirt die große und kleine Welt, um — es am Ende gehen zu lassen wie's Gott gefällt. Freilich werden auch die ärgsten Spötter kleinmüthig, wenn sie ernstlich krank werden, und rufen den Arzt und schlucken seine Medicin nach der Stunde — aber was will das sagen? Dem Geistlichen fallen auch ihre grimmigsten Feinde zuletzt in die Hände, wenn sie das Schicksal niedergeschmettert hat. Der Unglückliche lechzt nach Trost und Hülfe und ruft in seiner Herzensnoth die herbei, die er sonst verachtete und verspottete. Aber was beweist dies? Ich habe nie begreifen können, wie die Priester sich damit brüsten mögen. Der Schiffbrüchige greift nach einem Strohhalm. Es beweist nichts, als daß auch der Stärkste ein schwaches Geschöpf ist, das zuletzt nicht sein Verstand, seine Ueberzeugung, sondern der Instinkt treibt, der Hülfe, Hoffnung, Trost sucht überall, und begierig ergreift, was man ihm dafür giebt. Bei alle dem ist es ausgemacht, daß der Glaube an den Werth nicht nur der Priester, sondern der Religion überhaupt tief ge-

sunken ist; der Werth der Heilkunde wird aber wohl noch tiefer in der Meinung der Welt sinken, wenn auch Niemand, der es irgend haben kann, ohne einen Arzt an seinem Krankenbette das Leben verlassen mag. Nein, die Zeiten sind sehr schlecht für den, der als Arzt den Ruhm eines Mannes gewinnen möchte, den die Menge wegen seiner Thaten ehrt. Die Scene wird sich jetzt nicht so leicht wiederholen, die Faust erlebte, als er mit Wagner das Kirchweihfest oder was war's? besuchte, und doch, wenn es geschähe, ich möchte wohl wissen: wie der glückliche Doctor sich dabei benehmen würde? So ein weltberühmter Doctor! — wir werden ihn bald nur noch aus der Geschichte kennen! Was man jetzt besonders an dem Arzte anerkennt, wonach man ihn beurtheilt, weßhalb man ihn wählt, ist — ich wiederhole es — sein Benehmen, die Mühe, die er sich giebt, die Sorgfalt und Theilnahme, mit der er seine Kranken behandelt, sein ganzes Wesen. Was die eigentlichen Leistungen in Bezug auf die Krankheit selbst betrifft — »nun da ist der Unterschied so groß nicht,« denkt man, »sie sind alle keine Helden.« Es giebt freilich auch noch viele andere Gründe für die Wahl dieses oder jenes Arztes, die für den Gewählten weder sehr ehrenvoll noch besonders schmeichelhaft sind; indessen ich hebe hier überhaupt nur hervor, worauf es eben ankommt, und das wird, denke ich, hinreichend sein Ihnen zu beweisen: daß es eine eigene Sache mit dem

Ruhme und der Ehre ist, die man seiner Mitwelt abgewinnen kann. Was aber die Nachwelt betrifft, nun wer wird denn in jetzigen aufgeklärten Zeiten überhaupt noch an die Nachwelt denken?

IX.

Sie haben nicht Unrecht, wenn Sie behaupten, daß es doch allerdings noch Aerzte giebt, die jenes Ruhms geniessen, auf den Ihre Blicke besonders gerichtet sind; aber bedenken Sie, daß es, ausser den Operateuren, eben nur Einzelne sind, die, mit sehr wenigen Ausnahmen, noch aus früheren Zeiten in die unserige hineinragen. Jener Geist aber, der immer mehr um sich greift, wird für die Folge ähnliche Erscheinungen unmöglich machen. Jetzt herrscht der trockene, nüchterne Verstand — das Ansehen der Heilkunde stand aber nie unter seiner Protection, sondern unter der des Gemüths, des Glaubens, des Vertrauens. Es ist die alte Pietät nicht mehr, die Welt ist frivol geworden, aber weniger durch die Sinnlichkeit, als durch den Verstand, und wenn sich das auch ändern sollte im weiteren Fortschritte, so glaube ich doch kaum, daß wir Aerzte noch viel davon hoffen dürfen. Unser Reich geht zu Ende, wenigstens wie es bisher bestand — warum wollen Sie zu uns kommen? Und doch gereicht es auch den Aerzten selbst zum Ruhme, daß es nicht mehr so vor allen andern aus-

gezeichnete, berühmte Aerzte giebt. Die Menge dient dem Einzelnen nicht mehr zur Folie, die sogenannte wissenschaftliche Bildung ist allgemeiner geworden, sie hat eine Stufe erreicht, über die es vorläufig nicht leicht mehr so weit hinausgeht. Das ärztliche Wissen ist gleichmäßiger vertheilt, jeder kann leicht seinen Antheil davon bekommen, der ihn allen andern so ziemlich gleich stellt, zumal die Speculation mehr und mehr ausgeschlossen wird, die Beobachtung den Gedanken verdrängt: es wird immer schwieriger sich hervorzuthun. — Sie kommen in Ihrem letzten Briefe wieder auf die Unabhängigkeit und Freiheit des Arztes zurück. Sie haben Recht, der Arzt ist unabhängig und frei von dem Willen eines Einzigen, aber nur weil er der gemeinsame Sclave Aller ist; er ist zwar nicht an die lange Kette des Staatsdienstes geschnürt, aber jeder Narr hat ihn dafür am Stricke. Der Beamte steht freilich unter dem Befehle der höheren Behörde, er darf nicht reisen ohne Urlaub zu haben u. s. w. Doch die Behörden bestehen in der Regel aus gebildeten, vernünftigen Männern, und im Grunde ist es auch nicht die Willkür des Einzelnen, sondern das Gesetz und Princip der Verwaltung, denen der Beamte unterworfen ist; seine Vorgesetzten sind gegen Höhere wieder in derselben Lage, er selbst ist wieder der Vorgesetzte niederer Beamten. Sie wirken alle für einen großen Zweck, allerdings nach gewissen Regeln; das erzeugt aber

den ésprit de corps und erhöht bei dem Einzelnen das Selbstgefühl. Alle Welt hält es ja auch für eine Ehre, für einen Vorzug unmittelbar mitzuwirken für die Verwirklichung der Idee des Staats, und hat der Beamte seine Pflicht erfüllt, so ist er unabhängiger, als jeder Andere. Worin besteht aber die Freiheit des Arztes? Abgesehen davon, daß seine Wirksamkeit immer doch unter der Controle des Physicus und mehr oder weniger unter der Aufsicht der Staatsbehörden steht, hängt er ganz von der Laune des Publicums ab, von dem er leben muß. Wer ist mehr als er gezwungen sich nach der Ansicht, dem Geschmacke Anderer zu richten, wer hat mehr Rücksichten zu nehmen, wer ist enger und fester gebunden als er? Wie schwer wird es ihm seinen Wohnort nur mal auf kurze Zeit zu verlassen! Man wende nicht ein, daß er sich wenigstens selbst diesen Zwang auflege, daß es ja nur von ihm abhänge Reisen zu machen, so oft er will. Das ist nichts wie Täuschung. Es hängt nicht von ihm ab, sondern davon, wie das Publicum es aufnehmen und beurtheilen, ob er seine »Kundschaft« nicht dadurch verlieren wird. Die will ihn an Ort und Stelle haben, jedes Winkes gewärtig und giebt ihm den Abschied, wenn er sich nicht nach ihren Wünschen richtet. Uebrigens ist auch in vielen Staaten dem Arzte sein Wirkungskreis angewiesen und er würde zu seinen Reisen, auch wenn er alle andere Rücksichten nicht achten wollte,

doch auch der Einwilligung der Behörde bedürfen. — Er ist nicht gezwungen zu gewissen Zeiten zu arbeiten, wohl aber zu jeder Zeit, wo es verlangt wird. In dieses Verhältniß ist er allerdings freiwillig eingetreten, der Staatsdiener in das seinige aber ebenfalls; wer lebt denn aber nun unabhängiger? Doch nicht der Arzt, der es mit Niemand verderben darf, der sich nach Allen richten muß? Doch es bedarf diese Frage eigentlich keiner Erörterung; fragen Sie lieber die Aerzte selbst, ob sie nicht Lust hätten ihre gerühmte Unabhängigkeit aufzugeben, und in ein Verhältniß zu treten, wo sie Staatsdiener wie Andere sein würden? Allerdings ist in dieser Hinsicht die Stellung des alten Arztes, der bereits fest im Sattel sitzt, anders, als die des jüngeren, der erst hineinzukommen denkt, indessen die Zeit in der man zu den jüngeren Aerzten gehört, ist jetzt, und in den größeren Städten wenigstens in der Regel eine längere als die, welche man als alter Arzt verlebt, und selbst der muß in jetziger Zeit, wo der Andrang so groß ist, sich wohl vorsehen, daß er seine feste Stellung behaupte. Aber sehen Sie Sich doch das Verhältniß mal etwas näher an, in dem die jungen Aerzte leben, ich meine die, denen es wirklich um eine größere Praxis zu thun ist, und das ist es doch in der Regel den meisten, selbst denen, die ihrer aus pecuniairen Rücksichten wohl nicht so sehr bedürfen; es treibt sie, wenn auch nichts anderes, doch Eitelkeit und

Ehrgeiz dazu — sie wollen doch wenigstens auch in dem Berufe etwas gelten, den sie nun einmal erwählt haben. Betrachten Sie Sich ihre Stellung zum Publicum mal etwas näher. Ich wette, Ihr Ehrgeiz wird dadurch wenigstens nicht angelockt werden. Ein junger Arzt — ich wähle ihn freilich von einer Sorte, die man, Gottlob! nicht überall, aber doch schon häufig genug trifft — also ein junger Arzt ohne Praxis, eifrigst bemüht bekannt zu werden, in alle Kreise und Familien zu kommen, sich überall zu insinuiren, wie arbeitet er nach diesem Ziele hin im Schweisse seines Angesichts, und oft unter welchen inneren Qualen! Artig grüßt er Jeden, von dem er nur irgend erwarten kann, daß es ihm nicht auffallend oder unangenehm sein werde; er geht nach allen öffentlichen Orten, wo sich Menschen zusammen finden, trinkt seufzend mit ihnen das sauere Bier, den widerlichen Grog, hört den langweiligsten Gesprächen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, hütet sich ängstlich irgend etwas zu sagen, was mißverstanden oder übel aufgenommen werden könnte, ist freundlich mit Leuten, die er innerlich vielleicht verachten muß; er besucht die Assemblée, das Casino und die Harmonie, und trägt zu rechter Zeit eine jede Farbe, neigt sich bald zur Rechten, bald zur Linken, sieht sich aber vor, daß es nicht zu entschieden geschieht; spielt mit allen Damen Boston, tanzt mit denen, die schon halb und halb resignirt haben, oder mit

den Backfischen, die noch kaum zu hoffen wagen; bietet jedem Philister seinen Tabaksbeutel oder seine Cigarren an, trinkt mit jedem Wein oder Punsch oder Bischof wie es verlangt wird, obgleich er weiß, daß er am andern Morgen den heftigsten Kopfschmerz haben wird; wo Jemand fehlt, ist er am Platze, ist nichts lieber als ein Lückenbüßer. Er spricht freundlich mit den Kindern auf der Straße, lockt sie mit Bonbons auf seine Stube, schreibt für die Mädchen Noten ab, leiht den Jungen seine Schlittschuh, politisirt mit den Alten, ist frivol mit den Frivolen, fromm mit den Frommen, Tory in der Assemblée, Whig im Casino, Radicaler in der Harmonie, spricht hier für, dort gegen die Eisenbahn. Hat er es aber endlich zu einigem Einflusse in der Gesellschaft und dahin gebracht für einen »charmanten Menschen« zu gelten, so entreprenirt er Bälle, Landpartien, kurz er macht sich außerordentlich angenehm und liebenswürdig. Und wirklich bleiben dann auch die guten Folgen nicht aus. Er hat es nicht allein mehr mit der Armen-Praxis zu thun, die ihm mitleidig der ältere Arzt überließ — schon einige Bürgerfamilien, die etwas mehr gelten, schenken ihm ihr schmeichelhaftes Vertrauen. Zuerst risquirt es sein Schneider, der Leichtsinnige, und so geht es allmälig höher hinauf. Es ist ein zu charmanter Mensch, man muß ihn protégiren. Anfangs läuft er nur neben dem älteren Hausarzte her; wenn man den nicht

bemühen mag, wird er geholt, besonders wenn in der Nacht die Kinder husten, die Mutter gerade vom Croup geträumt, oder der Vater Zahnschmerz hat; zuletzt avançirt er zum wirklichen Hausarzte mit dem Vorbehalte, in wichtigen Fällen einen älteren Arzt zu consultiren. Welche Ehre hat man ihm nicht erzeigt, daß man ihn zum Arzte nahm, welches Verdienst hat man sich nicht um ihn erworben — aber er wird es auch anerkennen, unermüdlich und unbedingt ergeben sein! Den Chirurgen kann man nun sparen, er wird gern auch die kleineren Geschäfte übernehmen, und — kommt nun gar Neujahr, mit welcher freundlichen Protector-Miene erwartet man ihn, wie glücklich wird er sein über die zwei blanken Louisd'or, die er am Abend zuvor erhalten hat! Er hat sich aber auch wirklich recht viel Mühe gegeben — aber **quandoque dormitat bonus Homerus** — er versieht's auch mal, verzieht auf einen Augenblick seine freundliche, theilnehmende Miene oder was sonst — vielleicht stirbt auch das Kind, und der alte Arzt sagt: »ja, wenn ich früher gerufen wäre, die jungen Herren aber — wo sollten sie auch die Erfahrung hernehmen?« — kurz mit einem Male ist es zu Ende. Der junge Arzt wird wieder abgeschafft, die Frau erzählt es in ihrer Caffée-Gesellschaft: »daß sie doch leider dazu gezwungen seien u. s. w.« Was meinen Sie dazu? — Ja dem jämmerlichen, miserabeln Bengel geschieht ganz recht,

werden Sie sagen, ich wollte man würfe ihn zur Thüre hinaus! Nun — so befreien sie ihn von jenem Flecken des Charakters, von der absichtlichen und selbstbewußten Achselträgerei und der servilen Gesinnung (die denn auch, Gottlob! noch nicht zu allgemein ist) dann dürfen Sie ihn aber nicht mehr so streng beurtheilen. Bedenken Sie nur, was den Armen nicht vielleicht Alles treiben mag rasch auf der practischen Laufbahn weiter zu kommen, daß die Verhältnisse ihn nur allmälig, sich selbst unbewußt und unwillkürlich in jene Stellung hineinschoben, bedenken Sie vor Allem, daß der Arzt Manches aus dem Innern seines Gemüths, was er in das practische Leben hinübernahm, unbedingt opfern muß, daß er der Qual genug dabei empfindet. Zuletzt wird er freilich wohl dagegen abgestumpft — ein trauriges Ende! — Wie mancher junge Arzt mag in Verlegenheit kommen, wenn ihn die Leute fragen: »was denn nun ihre Schuldigkeit sei?« oder wenn ihm Freunde und Bekannte ein Honorar schicken. Welch quälendes Gefühl von Scham und Verlegenheit! Nun soll er gar eine Rechnung schreiben — ja was hilft's? Es giebt noch ganz andere Gefühle, die dadurch beleidigt werden: wenn man denkt, den Leuten wird es schwer zu bezahlen und sich doch seufzend gestehen muß, dir wird es unmöglich es zu entbehren, oder wenn man zweifelt, ob man ihnen wirklich etwas Reelles dafür geleistet hat, und in ihren Mienen zu lesen

glaubt, daß sie ungern zahlen. Bah — das sind unangenehme, quälende Vorstellungen. Und wer dachte auch früher daran? Man sah wohl goldene Berge, aber nicht das Gold **en détail**, nicht die einzelnen Thaler, die einzelnen Groschen. Wer hätte daran gedacht für Geld den Leidenden Hülfe zu bringen? Wenigstens ging man leicht darüber hinweg, stellte es sich nicht so klar und deutlich vor.

X.

Ich muß Sie noch auf Eins aufmerksam machen, auf ein gewisses besonderes **Point d'honneur**, welches sich erst später bei vielen Aerzten ausbildet und der Quell mancher Leiden ist. — Wohl Jeder will möglichst viel leisten, eine gewisse Bedeutung in seinem Fache erlangen das ist sehr recht und natürlich. Nun kommt man aber sehr bald dahinter, daß die wahren Leistungen des Arztes keineswegs von der Menge seiner Kranken, von der Masse seiner Geschäfte abhängen. Es kommt nicht sowohl darauf an, wie viel, als was er thut. Je mehr aber der Kranken sind, für die er zu sorgen hat, destoweniger Zeit kann er dem einzelnen widmen, er muß ebenso mit Kraft und Vermögen haushälterisch umgehen, weil es so Viele sind, die Anspruch darauf machen; und doch wird er eilend von Krankenbett zu Krankenbett nur

zu bald körperlich und geistig erschöpft durch den raschen Wechsel. Allerdings wird auch wieder der Blick dadurch geübter, schärfer, der Nagel rascher auf den Kopf getroffen, aber im Allgemeinen muß man doch zugeben: daß, **caeteris paribus**, d e r Arzt mehr Reelles leisten kann, dessen Wirkungskreis von einer gewissen mittleren Größe ist, als der, welcher von Morgen bis zum Abend Treppe auf Treppe ab eilenden Berufs die möglichst größte Anzahl von Kranken besucht. Er kommt, er sieht, er — schreibt ein Recept, und eilt weiter; und so geht es fort den einen Tag wie den andern. Glauben Sie nun, daß der, welcher nur darnach strebt möglichst Tüchtiges zu leisten, dem es nur um sein e i g e n e s B e w u ß t s e i n zu thun ist, wünschen kann die möglichst größte Praxis zu bekommen, daß die das höchste Ziel seines Strebens sein kann? Gewiß nicht! Wenn es aber doch so ist, so werden Sie einsehen, daß dem nicht jenes edlere Motiv »das Bedeutendste in seinem Berufe zu leisten, mit seinem geistigen Pfunde für Andere möglichst zu wuchern« zum Grunde liegen kann. Was aber denn? Geldgier kann man wohl nicht immer annehmen, dem widerspricht doch oft zu bestimmt der Charakter des Arztes und der Umstand, daß er wenig Rücksicht darauf nimmt ob seine Patienten arm oder reich sind — wenn es nur Patienten sind, wenn sie die Zahl nur vergrößern; in der Regel sind

es auch reiche, alte Aerzte, denen es um eine etwas größere Einnahme gar nicht mehr zu thun ist, die gern ein bequemeres Leben führen möchten, sich aber doch nicht entschließen können ihre Praxis nur etwas einzuschränken. Nein, es ist doch nichts als die Ehrliebe, die sie treibt rastlos nach Vermehrung ihrer Praxis zu streben, aber eine verkehrte, falsche Ehrliebe, die baare Eitelkeit, die **sans rime et sans raison** nur darauf ausgeht für sich selbst und Andere die Ueberzeugung zu erlangen: daß man ein Mann ist, der sich vor dem Vertrauen des Publicums nicht retten kann, der vor vielen Geschäften nicht weiß, wo ihm der Kopf steht, der allen Lebensgenuß für Andere aufopfert — es ist das süße Gefühl der eigenen Wichtigkeit, welches man haben will und welches mit der Masse der Geschäfte in gleichem Verhältnisse steigt — man will der erste Arzt bleiben, und — der erste, der vorzüglichste und der beschäftigtste Arzt das ist gleichbedeutend. Verstehen Sie, das ist gleichbedeutend, d. h. keineswegs immer nach der Ansicht der Aerzte selbst, aber, wie sie glauben, nach der des Publicums. Sehen Sie, das ist jenes **Point d'honneur**, welches Befriedigung sucht in der größtmöglichsten Thätigkeit an sich und sich oft erst später ausbildet; denn wohl manche junge Aerzte denken anfangs noch gar nicht daran; sie mögen nach innerer oder äusserer Ehre streben, aber es fällt ihnen nicht

ein sie darin zu suchen, überhaupt nur im höchsten Grade practisch thätig, die beschäftigtsten Practiker zu sein. Sie kommen aber auch in der Regel hinein in dieses rastlose Trachten und Jagen nach möglichst großer Praxis, nach einem, wenn es möglich wäre, grenzenlosen Wirkungskreise. Dabei geht denn aber leicht manches Andere verloren, manches wird dadurch hervorgetrieben und entwickelt, was nachtheilig auf den Charakter wie auf das Lebensglück einwirkt — unter Anderm der verschrieene und so oft bespöttelte »Brodneid« der Aerzte. Der Ausdruck ist nicht ganz bezeichnend. Es ist weniger das »Brod,« die Existenz, die pecuniären Interessen, die Mißgunst und Neid unter den Aerzten erregen, obgleich auch sie nicht ohne Antheil daran sind, es ist vielmehr jenes falsche **Point d'honneur,** welches nie befriedigt und alle Augenblicke verletzt werden kann. Nicht alle »Kunden bleiben treu,« andere Aerzte kommen auch in die Höhe, endlich nimmt auch die eigene Praxis nicht mehr zu, sie nimmt sogar wieder ab — ach, welche Qual? Was ich hier eigentlich meine, wird Ihnen ein Beispiel deutlicher machen, wenn es auch nicht ganz zutrifft. Selten ist Jemand mit dem Gelde, was er hat, zufrieden; wer nichts hat, verlangt darnach um bequemer, unabhängiger leben zu können, wohl auch aus edleren Gründen; er denkt aber nicht daran, daß der Besitz eines großen Vermögens

an sich ihn befriedigen könnte. So will auch der junge Arzt Kranke, Praxis haben, aber die höchste Zahl der Patienten, die extensiv größte Thätigkeit an sich ist noch keineswegs das Ideal, nach dem er strebt. Der, welcher früher kein Vermögen hatte, kommt zu Gelde, und trachtet um so eifriger nach mehrerem; er wird immer reicher und immer rastloser sein Streben, Geld auf Geld zu häufen; seine früheren Vorstellungen und Gedanken, die anfangs den Wunsch, in Besitz von Vermögen und Reichthum zu kommen, begleiteten, vergißt er zuletzt, all sein Dichten und Trachten geht nur darauf Geld und immer mehr Geld zu erlangen, genug kann es nie werden. Das Gefühl ein reicher Mann zu sein, oft auch die Vorstellung dafür zu gelten, genügt ihm jetzt, das setzt alle seine Kräfte in Bewegung; früher sah er in dem Gelde nur ein Mittel zu irgend welchem Zwecke, glaubte zu seinem Glücke bei allem Reichthume noch eines andern Bewußtseins zu bedürfen, jetzt — denkt er daran nicht mehr. Aehnlich geht es dem Arzte. Er bekommt Kranke, bemüht sich ihre Zahl zu vermehren, seine Praxis wird größer und immer rastloser sein Eifer sie zu vergrößern. Seine früheren Vorstellungen, das Ideal, nach dem er strebte, treten mehr in den Hintergrund zurück; was er anfänglich dachte und wollte, als er sich Beschäftigung und hinlängliche Gelegenheit zur Ausübung seiner Wis-

senschaft wünschte, daran denkt er jetzt weniger. Das Gefühl der geschäftigste Arzt zu sein, die größte Praxis zu haben — die Ueberzeugung, daß das auch allgemein anerkannt ist, genügt ihm jetzt; früher verlangte er mehr. — Auffallend ist dabei noch der Umstand, daß solche Aerzte, obgleich sie selbst dem Publico gar kein competentes Urtheil über den Werth des Arztes zugestehen, doch einen so großen Werth auf dieses Urtheil legen, auch wenn sie in ihren pecuniären Interessen und ihrer ganzen äussern Stellung nach gar nicht mehr so sehr davon abhängen; ja sie wissen sogar recht gut, daß die größere Praxis selbst nicht einmal so unbedingt von der Ansicht abhängt, die die Welt von dem Werthe des Arztes hat; es ist ihnen gar nicht unbekannt, daß selbst das Publicum den wahren Werth desselben nicht immer nach der Größe seines Wirkungskreises beurtheilt, sogar nicht einmal immer das Publicum, auf welches sich dieser Wirkungskreis erstreckt, sie wissen das Alles recht gut, trösten sich auch vorkommenden Falls damit, und — doch setzen sie die größte Ehre darin, eine so große Praxis zu haben, daß sie ihre Kräfte fast übersteigt, während sie außerdem an äusseren Ehren das Mögliche schon erreicht haben und es ihnen auf die Einnahme auch eben nicht ankommt. Wie erklären Sie das? — Nun, Sie können das freilich auch anders halten, aber bedenken Sie, daß das leichter gesagt als aus-

geführt ist, und Sie jedenfalls doch, ehe Sie auf eine gewisse Höhe gelangen, sie mit Andern hinanklimmen müssen, und Ihnen der Weg durch Ihre Begleitung wie denen, welche schon oben stehen, sehr schwer gemacht werden kann. — Die gewöhnlichen Klagen der Aerzte haben es mit dem »Undanke der Welt« zu thun. Darunter wird denn Mancherlei verstanden; ich habe Sie damit verschont, weil ich glaubte es würde doch eben keinen Eindruck auf Sie machen. Es giebt Naturen, für die sogar etwas Wonniges in dem Gedanken liegt mit Undank belohnt zu werden, die selbst in dem Gefühle »verkannt zu werden« etwas eigenthümlich-Reizendes, Süßes zu finden wissen; aber erinnern Sie Sich daran, wenn Ihre Phantasie sich gerade mit dem Bilde beschäftigt, auf dem Sie selbst als Wohlthäter und Erretter figuriren, während Alt und Jung sich in Liebe und Ehrfurcht zu Ihnen drängt! Auch habe ich Ihnen nicht die Mühseligkeiten und Verdrießlichkeiten ausgemalt, die dem Arzte aus den Launen und dem Unverstande der Kranken und ihrer Umgebung so reichlich emporwachsen — ich dachte Sie würden sie doch wenig beachten, wenn Sie sonst nur sicher sind. Die lassen sich denn allerdings auch mit dem gewöhnlichen Refrain »jeder Stand hat seine Bürde« wohl niederschlagen. Welcher Weg durch's Leben wäre auch ohne Dornen? Aber bedenken Sie nur: daß die groben Dornen uns in der Regel

am wenigsten geniren, daß es die feinsten sind, die man oft vorher gar nicht bemerkte, welche die Haut am schmerzhaftesten berühren. Jeder muß sich aber da selbst am besten kennen; die Receptivität und Empfindlichkeit der menschlichen Naturen ist sehr verschieden. — Lassen Sie Sich nur um Gotteswillen nicht blenden durch den Anblick des Arztes, der in geschäftiger Eile in seiner Carosse bei Ihnen vorbeijagt, widerstehen Sie dem Reize, der in dem Gefühle der Wichtigkeit liegt, welche Sie durch Ihre Phantasie sich anzaubern, forschen Sie, ich wiederhole es, mit unerbittlicher Strenge den Umständen, den geringsten Veranlassungen, der Association von Ideen und Gefühlen von Anfang bis zu Ende nach, die Sie auf den Gedanken brachten — Arzt zu werden!

XI.

Sie wollen Sich nicht abschrecken lassen, Sie behaupten ich hätte Ihnen nur »Skizzen des Aeussern« gegeben, Sie dringen darauf, ich solle Ihnen auch das innere Leben des Arztes vorführen, Sie tiefere Blicke in die Natur der Wissenschaft selbst thun lassen. Wohlan, haben Sie Muth genug den Gefahren Trotz zu bieten, die Ihrem äusseren Lebensglücke drohen, wollen Sie durchaus wissen, welch höheren Ersatz Sie dafür erwarten dürfen, so will ich auch darüber offen zu Ihnen

reden. Sie meinen das schöne beglückende Gefühl den armen Bedrängten und Belasteten ihre Bürde abzunehmen oder doch zu erleichtern, werde ja nur immer schöner und beglückender, je größer und schmerzlicher die Opfer sind, die man dafür bringt. Gut — ich will glauben und hoffen, daß dieses Gefühl Sie immer in gleicher Stärke bei Ihrem schweren Berufe begleiten und über alle Leiden erheben würde, aber — Sie bedürfen dazu doch einer Ueberzeugung, der: daß Sie auch wirklich im Stande sind »den Armen jene Bürde abzunehmen oder doch sie ihnen zu erleichtern.« Wenn Sie je in dieser Ueberzeugung wankten, wenn je der Zweifel in Ihnen emporwüchse an Ihrem Können und der Macht und dem Vermögen unserer Kunst — wie dann? — Glauben Sie, daß Sie Sich dann mit dem Zuspruche beruhigen könnten: »man thut ja was man kann, handelt nach bester Ueberzeugung?« Dann kann wenigstens von jenem schönen, hochbeglückenden Gefühle nicht mehr groß die Rede sein, dann haben Sie wenigstens alle jene Opfer so ziemlich umsonst gebracht. Viele beruhigen sich freilich auch dann noch — sie haben aber auch von den höheren Gefühlen und von den tieferen Qualen überhaupt keine Idee. Ueberzeugung und Zweifel hat für sie gar diese Bedeutung nicht; sie spielen allerdings zuweilen die Skeptiker, lassen so gelegentlich die Bemerkung fallen:

»daß doch alle unser Wissen Stückwerk sei, daß die Natur doch das Beste thun müsse« u. s. w., aber es ist so ernstlich nicht gemeint; deßhalb verschreiben Sie doch mit vieler Selbstgefälligkeit Recept auf Recept und fühlen sich sehr behaglich in ihrem wichtigen Berufe. Das sind gute, ehrliche Männer, treue Anhänger der Schule und der Apotheke, die nur zuweilen mal die Miene des Zweifels annehmen, weil es so Mode ist, weil es Geist und scharfen tiefen Blick verrathen soll — oft auch, weil die allgemeine Skepsis die besondere an ihrem eigenen Können absorbirt; kurz, sie ist für sie nicht der Quell tiefer Qual, sondern vielmehr das beste Beruhigungsmittel. Nach solch gelindem Paroxysmus des Zweifels gehen sie um so frischer und lustiger an das Receptschreiben. In jetziger Zeit repräsentirt überall, auch in der Religion, die Masse der Skeptiker gerade die Mittelmäßigkeit. In der Regel hört man, besonders von Laien, als die Klippe, woran die innere Ruhe des Arztes scheitern könne, den Gedanken bezeichnen: »durch Anwendung verkehrter oder Vernachlässigung der richtigen Mittel den Kranken geopfert zu haben.« Allerdings ist auch dieser Punkt nicht ohne Bedeutung. Der Gedanke: daß der Unglückliche doch vielleicht noch hätte gerettet werden können, wenn wir dieses oder jenes nicht gethan, oder vielleicht noch jenes Verfahren, jenes Mittel angewendet

hätten, ist freilich eine Harpye, die wohl jedem Arzte häufiger oder seltener den Lebensgenuß stört — indessen es ist damit doch nicht so schlimm wie es aussieht. Wer das Wesen der Heilkunde und des ärztlichen Wirkens näher kennt, wird es begreiflich finden, wenn der Arzt von dieser Seite her weniger leidet, als man gewöhnlich annimmt. Eben die allgemeine Skepsis an dem Vermögen der Heilkunde überhaupt schützt schon dagegen; aber die ist selbst die größte Qual, sie hebt den momentanen Schmerz nur auf, um das ganze Leben des Arztes zu vergiften; sie ist der Fluch, der auf dem Unglücklichen lastet. Läßt sich aber dieser Fluch nicht vernichten, kann man die Skepsis nicht überwinden — werden Sie fragen? Aber die Frage läßt sich nur nicht leicht vorher beantworten; ehe Sie darüber zur Klarheit kommen, ist es schon zu spät. Ich kann Ihnen da wohl Einiges angeben, wonach Sie im Allgemeinen, so ungefähr die Sache beurtheilen könnten, indessen Sie müßten es doch immer noch darauf risquiren. Beschäftigen wir uns daher jetzt mal etwas mit der »Gewißheit in der Heilkunde« und den Garantien, die sie uns für den Werth und die Wahrheit ihrer Regeln zu bieten hat, sehen wir mal nach, so weit es uns möglich ist, was sie denn eigentlich leistet mit ihren — Recepten!

XII.

Was meinen Sie, wenn die Mittel und Wege, welche die Heilkunde angiebt um den Menschen aus dem krankhaften Zustande wieder in den der Gesundheit überzuführen, alle probat wären, wenn die Aerzte jede Krankheit curiren könnten? Die ganze Weltordnung würde dadurch verändert werden. Bis jetzt hat das aber auch noch nichts zu sagen. Menschen sterben an Krankheiten nach wie vor, und trotz aller Revolutionen, Vor- und Rückschritte der Heilkunde, trotz der Vermehrung der Aerzte und ihres Wissens bleibt das Verhältniß der Sterbenden zu den Lebenden so ziemlich dasselbe. Einzelnen Krankheiten ist zwar durch die Aerzte der Einfluß auf die Sterblichkeit mehr oder weniger genommen, z. B. den Blattern, vielleicht auch der Syphilis u. a. m.; indessen — ihr Antheil daran scheint auf die andern übergegangen zu sein, wenigstens ist der Ausfall so ziemlich wieder ausgeglichen. Auf das Sterben der Menschen durch Krankheiten im Allgemeinen, auf den Umsatz **en gros** von Leben und Tod, der durch die Krankheiten vermittelt wird, hat die Heilkunde wohl keinen bedeutenden Einfluß — es bleibt ihr nun das **détail** übrig, das sie einigermaßen verändern kann, d. h. sie kann einzelne Kranke dem Tode vorenthalten. Müssen dafür aber wieder andere geopfert werden (wenn auch nicht ver-

mittelst derselben Kunst) was ja nothwendig ist, wenn jenes allgemeine Verhältniß bestehen soll, so ist der Werth ihrer Leistungen im Ganzen doch etwas problematisch. Wir können aber auch jene Annahme: daß sie ohne die Masse der Opfer zu verringern, welche dem Tode gebracht werden müssen, doch im Einzelnen Einfluß darauf habe, noch nicht so durchschlüpfen, wenigstens diesen Einfluß nicht ohne Weiteres für einen sehr bedeutenden gelten lassen. Es fragt sich nehmlich sehr: ob die meisten der Kranken, welche die Heilkunde gerettet haben will, nicht auch ohne sie davon gekommen sein würden? Sie führt da freilich Manches für sich an, was allerdings auch für sie spricht, indessen es ist ausgemacht, daß auch die desperatesten Krankheitsfälle oft ohne ihren Antheil glücklich verlaufen, dagegen die scheinbar unbedeutendsten derselben Art einen unglücklichen Ausgang haben trotz Anwendung derselben Mittel, womit sie sonst besiegt zu haben die Heilkunde mit Zuversicht behauptet. Auch sind wirklich noch zu wenig Beobachtungen angestellt über den Verlauf von Krankheiten ohne alle ärztliche Einwirkung. Wo nun in einzelnen unglücklichen Fällen der letzteren Art die Kunst glaubt nachweisen zu können, daß sie jedenfalls den unglücklichen Ausgang verhindert haben würde — da könnte man ihr also doch zu bedenken geben, daß sie bewiesener Maßen das doch nicht immer konnte; welche Garantie kann sie uns denn nun geben, daß

sie das gerade hier gekonnt haben würde? Könnte dieser Fall nicht gerade zu den, wenn auch seltenen, gehören, die auch trotz der bewährtesten Mittel unglücklich verliefen, und von denen die Heilkunde denn doch manche in ihren Archiven, die Aerzte wohl noch mehrere in ihren respectiven Gedächtnissen aufbewahren? Und wie gesagt, auf der andern Seite wird sie doch auch nicht läugnen wollen, daß ein ander Mal gerade solche Kranke auch ohne ihre Hülfe durchkommen? Ich will Ihnen hier nur einige Krankheiten nennen, von denen die Heilkunde selbst behauptet, daß sie die kräftigsten, wirksamsten Mittel dagegen besitzt, z. B. die meisten entzündlichen Krankheiten, Lungen-, Gehirn-Entzündungen, den Croup u. a. m., wo sie durch Blutentziehungen so Wesentliches leisten will. Ein Bauer stirbt an einer Lungenentzündung ohne ärztliche Hülfe; wäre gleich ein vernünftiger Arzt hinzugerufen worden, der ihm zur Ader gelassen hätte u. s. w., so wäre er gewiß gerettet worden — sagt man. Wer will das aber mit Grund behaupten? Sterben nicht genug an der Lungenentzündung, die von Anfang bis zu Ende unter den Augen eines vernünftigen Arztes waren, ebenso an der Gehirnentzündung, am Croup? Ueberwinden nicht auch Manche diese Krankheiten ohne Arzt, und würde man nicht vielleicht mehrere solcher Beobachtungen haben, wenn es nicht so viele Aerzte gäbe, vor deren eifriger Thätigkeit keine Krankheit ruhig verlaufen

kann? Da stirbt ein Kind, oder wird zum Krüppel durch jene Krankheit, von der Sie vielleicht unter dem Namen von Coxalgie, freiwilligem Hinken u. s. w. gehört haben; wer will behaupten, daß das nicht geschehen wäre, wenn si gleich lege artis behandelt wäre? Wissen die Aerzte nicht recht gut, daß es auch der Fälle giebt, wo auch sie jenen Ausgang nicht verhindern konnten, wollen sie den Beweis unternehmen, daß er ohne sie wenigstens immer eintreten muß? Sie werden da einzelne Ausnahmen vielleicht zugeben, indessen, wo überhaupt so wenig Beobachtungen des ungestörten Verlaufs einer bedeutenden Krankheit vorliegen — denn von den auf solche Weise glücklich verlaufenen wird man ohnehin nicht mal so leicht etwas erfahren — wie kann man sich auf die Seltenheit jener Ausnahmen berufen, wie überhaupt nur mal mit Sicherheit bestimmen, was Regel und was Ausnahme ist? Betrachten wir nun aber gar die meisten andern Krankheiten, so muß uns der Ruhm der Heilkunde noch verdächtiger erscheinen. Nehmen Sie die sogenannten Nervenfieber, den Typhus u. s. w. Da ist es nun wirklich mehr als wahrscheinlich, daß sich die Aerzte, mit ihrem Arzneischatze wenigstens, füglich davon zurückziehen könnten, ohne daß die Kranken viel dadurch verlieren würden. Mit den sogenannten chronischen Krankheiten, Krämpfen, hysterischen Beschwerden u. s. w. ist es nicht viel anders — kurz es ist mit den Leistungen der

Heilkunde eine eigne, verdächtige Sache. Glauben Sie es nicht? Nun, so wollen wir sie selbst mal fragen, d. h. die Geschichte der Medicin. Wenn ich mir denke, Sie hätten die ganze Vergangenheit mit durchgemacht, sich besonders für die Heilkunde interessirt und hie und da herumgefragt: wie es um ihre Gewißheit stehe? — ich bin überzeugt, man hätte Sie überall mit der Frage empfangen: »Ja, was verstehn Sie unter Heilkunde? Doch nicht etwa den Plunder, den man auch wohl dafür ausgegeben hat?« — würde der Dogmatiker gesagt haben — »unsre Heilkunde ist allerdings gewiß!« Sie wären weiter gegangen zu den Empirikern. »Zu wem wollen Sie eigentlich?« hätte man Sie da angeredet, »es ist da noch eine andre, die sich die Heilkunde nennt? Wenn Sie die meinen, das ist eine unverschämte Lügnerin. Unsre d. h. die wahre Heilkunde ist aber allerdings so gewiß, wie es überhaupt eine empirische sein kann.« — »Gewißheit!« würde Paracelsus ausgerufen haben. »Meinen Sie das, was man bisher frecher Weise für die Heilkunde ausgab, so müssen Sie ein sehr komischer Mensch sein, wenn Sie da noch nach Gewißheit fragen können; meinen Sie aber das, was ich Heilkunde nenne u. s. w.« Kurz — Sie hätten Sich durchfragen können bis auf die neuste Zeit, man würde Sie, wenn auch höflicher vielleicht und mit schöneren Worten, doch so ziemlich auf dieselbe Weise empfangen und abgefertigt haben. Was würde der selige Brown wohl gesagt ha-

ben, was die Naturphilosophen? »Unterscheiden Sie wohl, Verehrtester, wenn Sie von Heilkunde sprechen, die Routine, die Empirie und die Heilkunde als Wissenschaft.« — Ja wohl Sie würden eine gute Idee von der Gewißheit der Heilkunde bekommen haben. Und was wird das Schicksal unserer Wissenschaft, unserer Kunst sein? Fragen Sie doch mal die Homöopathie. — Ja, die Erfahrung ist ganz vortrefflich — aber, wo ist sie? Zu Brown's Zeiten hat man Lungenentzündungen mit Portwein und Opium mit dem glänzendsten Erfolge bekämpft, Beobachtungen in Masse und der bewährtesten Aerzte sprechen dafür, kein Vernünftiger sollte damals daran zweifeln können, die entgegengesetzte Behandlung durch die entzündungswidrige Methode galt in den meisten Fällen so viel als ein — Mord; das war erwiesen, Freund, handgreiflich, und — ein Paar Jahre drauf — ja, sehen Sie, da hatte sich das geändert, was wir den »genius epidemicus« nennen, da hatten jene Krankheiten sich auf einmal verwandelt, und mußten nun mit Aderlaß und Salpeter bekämpft werden, während man mit Opium und Portwein nur den Kranken selbst zerstört hätte! Doch wozu das? Sie wollen allein wissen, woran das liegt, um doch selbst vielleicht einigermaßen beurtheilen zu können, was Sie denn nun in der That von der Heilkunde erwarten dürfen? Es liegt aber zunächst und hauptsächlich daran: daß es uns unmöglich ist den erkrankten Organis-

mus in allen seinen Beziehungen kennen zu lernen; folglich können wir auch nicht dafür einstehn, daß die an verschiedenen Individuen vorkommenden Krankheitszustände, welche wir für identisch halten, es wirklich sind. Könnten wir also auch mit völliger Sicherheit annehmen, daß die Krankheit, welche unter der Anwendung unsrer Mittel heilte, wirklich durch sie geheilt worden ist, so bliebe es doch noch immer zweifelhaft, ob uns dieses Wissen zu irgend etwas helfen würde, da wir ja gar nicht wissen können, ob derselbe Fall je wieder eintreten wird, der, welchen wir dafür ansehen, es auch wirklich ist. Wenn wir nun aber ferner zugeben müssen, daß noch manches Andre auf die Krankheit nicht nur einwirken konnte, sondern auch sehr wahrscheinlich eingewirkt hat, ohne daß wir etwas davon merkten, wenn wir sogar eingestehn müssen, daß wir von dem, welches augenscheinlich auf die Krankheit einwirkte, von den Substanzen, die wir selbst auf sie einwirken lassen, noch nicht mal mit Bestimmtheit wissen, wie, auf welche Art sie überhaupt wirken — wenigstens ist unser Wissen in dieser Hinsicht noch sehr, sehr schwankend und unsicher — so ist es klar, daß die Annahme »unsre Mittel haben die Heilung bewirkt« sich auch gar nicht mal streng beweisen läßt. Demnach dürfen wir höchstens nur das behaupten: »Weil es sehr wahrscheinlich ist, daß der vorliegende Fall identisch ist einem früheren,

es aber ebenfalls sehr wahrscheinlich ist, daß in jenem frühern Falle gewisse Mittel die Heilung bewirkten, so ist es auch wahrscheinlich, daß sie es in diesem Falle thun werden.« Also Wahrscheinlichkeit auf Wahrscheinlichkeit gegründet und — von Gewißheit keine Rede! Wollten Sie nun hiergegen einwenden, daß wir freilich, wollen wir es so genau nehmen, nie überzeugt sein können, irgend welchen sinnlichen Gegenstand unsers Forschens wirklich erkannt zu haben, da ja die Unmöglichkeit, daß hier nicht noch irgend welches vielleicht wesentliche Verhältniß existiren könne, ohne daß wir etwas davon wissen, wenigstens nie zu beweisen ist, wir uns ja aber durch solche spitzfindige Scrupel in keinem andern Falle stören lassen, consequenter Weise es also auch hier nicht dürfen — so braucht' ich darauf weiter nichts zu erwidern als daß da, wo, wie in der Heilkunde, ein Schluß, der aus bestimmten Praemissen logisch richtig gebildet ist, sich dennoch nicht bewährt, es also darauf ankommt zu untersuchen, inwiefern wir berechtigt sind, seine Praemissen für wahr zu halten, allerdings doch jene spitzfindigen Scrupel, wenn es an anderen fehlen sollte, durchaus an ihrem Platze sein würden. Indessen die Sachen stehn hier ganz anders. Unsre Kenntniß der Krankheit, wie ihrer Heilung ist gar eine solche nicht, daß die Skepsis, um sie anzugreifen, das Aeußerste zu versuchen brauchte. Wir müssen vielmehr selbst zugeben, daß sie sogar nach dem ge-

wöhnlichen Maaßstabe nur sehr unvollkommen ist, eingestehen, daß wir selbst recht gut wissen, daß es da noch wirklich Manches, Vieles giebt, was wir bis jetzt nicht erkannt haben, und unter den jetzigen Umständen auch wohl nicht erkennen werden. — Bedenken Sie nur mal, daß wir von dem Wesen des organischen Seins so gut wie gar nichts wissen — und das ist es denn doch, worauf es bei einer wissenschaftlichen Erkenntniß der Krankheit und ihrer Heilung besonders ankommen muß. Sollte es uns aber auch genügen, statt des Prinzips des Lebens nur das Leben selbst zu erfassen, so müssen wir doch leider bekennen, daß wir auch das nicht vermögen; denn wissen wir auch, daß es eine Combination physischen und psychischen Seins ist, so ist doch eben dies Zusammensein und das gegenseitige Verhältniß dieser verschiedenen Lebenssphären für uns noch in tiefes Dunkel gehüllt. Daß das Psychische im Lebensprocesse eine bedeutende Rolle spielt, davon sind wir überzeugt, aber sie näher zu bestimmen ist uns bis jetzt nur sehr unvollständig gelungen. Die meisten Erscheinungen, welche jenes Verhältniß berühren, gelten uns noch für — Wunder. — Wenn wir aber auch unsre Ansprüche noch so sehr herunterstimmen und gern zufrieden sein wollen, nur die materiellen Grundlagen und Formen des Lebensprocesses kennen zu lernen, ihn in seiner realen Offenbarung historisch aufzufassen — auch das ist uns nicht gestattet. Der le-

bende menschliche Organismus bietet im gesunden wie im kranken Zustande unserer Anschauung nicht viel mehr als seine Oberfläche dar; wir dürfen aus moralischen Gründen fast nie tiefer eindringen. Dürften wir es aber auch, wir würden doch nicht mal immer das erlangen, was wir haben wollen, da Manches sich ohne Vernichtung des Lebens überhaupt gar nicht darstellen läßt, z. B. der reine Zustand des Herzens wie der meisten Organe; wo es aber möglich ist, das Lebende als solches zur Anschauung zu bringen, da würde jedenfalls durch die Art, wie es geschieht, der allgemeine lebendige Zusammenhang, in dem wir doch das Einzelne beobachten wollen, oder unmittelbar dessen Leben und Sein gestört, die zu betrachtenden Zustände und Vorgänge würden mehr oder weniger modificirt werden — kurz wir würden das, was wir haben möchten, nie in seiner ursprünglichen Reinheit erhalten. Ob die wesentlich getrübt sein würde — ist freilich eine andre Frage; wir würden aber immer Grund haben, es zu fürchten und nie das Recht, jenen Zweifel entschieden abzulehnen. Doch, wie gesagt, Untersuchungen der Art, die wir am lebenden menschlichen Organismus vornehmen dürften, giebt es nur sehr wenige, z. B. bei einigen krankhaften Zuständen und namentlich solchen, wo ein operativer Eingriff nothwendig ist — diese Bedenken treffen daher auch hauptsächlich nur die Experimente, welche man an Thieren anstellt. Da tritt denn aber

überdem noch ein neues Bedenken ein, nehmlich das: ob wir von dem, was wir dort finden, so ganz unbedingt auf das schließen dürfen, was wir beim Menschen finden würden, namentlich in Bezug auf die Thätigkeit der Organe? — Genug was wir vom normalen wie anomalen Sein und Leben des menschlichen Organismus sinnlich erkannt zu haben glauben, und als Basis für weitere Forschungen gelten lassen, beruht zunächst und zumeist nur auf Beobachtung des todten, oder überhaupt eines nicht mehr ursprünglichen Objects. So ist es dann wohl nicht zu verwundern, wenn wir bei einzelnen Organen noch gar nicht mal mit Bestimmtheit anzugeben wissen, wozu sie überhaupt da sind — die Kenntnisse aber, die wir zu haben glauben, sich bis in die neuesten Zeiten hinein noch immer verändert und namentlich bedeutend vermehrt haben. Kommt nun hierzu noch, daß das organische Leben augenscheinlich von den mannigfachsten Einflüssen der Außenwelt bestimmt wird, an sie gebunden und überhaupt nur in dieser Verbindung organisches Leben ist — wir aber von diesen Beziehungen z. B. den electrischen, magnetischen, tellurischen u. s. w. nicht viel mehr wissen, als daß sie überhaupt vorhanden und von großer Bedeutung sind, und jedenfalls noch viel weniger, als von dem materiellen Sein des Organismus an sich, so, denk' ich, haben wir denn schon genug um einzusehen, daß unsre Erkenntniß der

Krankheit, mag sie sich auf die Lehre vom normalen Leben des menschlichen Organismus, oder auf unmittelbare Beobachtung des krankhaften Zustandes stützen, nur sehr mangelhaft und unvollständig sein kann. Was wird aber dann erst unsre Kenntniß vom Heilprocesse der Krankheit sein! Kann nicht die Bedingung ihres Unterganges allein im Wesen der Krankheit selbst, im Bereiche des organischen Lebens, in seinen Beziehungen zur Außenwelt liegen, überhaupt da, wohin unsre Blicke bis jetzt noch nicht gedrungen sind? Wie können wir nur die Dreistigkeit haben zu behaupten, daß gerade unsere Mittel, die wir in den kranken Organismus hineinbringen, die Heilung bewirkten? Eben weil es uns die Erfahrung lehrt? Doch — lassen Sie uns überhaupt mal nachsehen, was wir von der denn eigentlich auf diesem Felde erwarten dürfen — Gewißheit wohl auf keinen Fall. Die Erfahrung beruht zuletzt auf wiederholten Beobachtungen derselben Erscheinungen, überhaupt desselben Objects; hier sind wir aber von vornherein ungewiß, ob es derselbe Gegenstand ist, den wir von Neuem zu beobachten glauben, oder wenigstens ob wir ihn ganz unter denselben Umständen und Verhältnissen beobachten. Es ist daher wohl möglich, daß das, was wir unsre Erfahrung über einen bestimmten Krankheitsfall nennen, es in der That gar nicht, sondern nur eine einzelne Beobachtung ist, daß wir jenen Fall nie wieder beobachtet ha-

ben — jedenfalls kann das, was wir aus einer Erfahrung entnehmen, die durchaus noch nicht unbedingt als solche anzuerkennen ist, nicht auf Gewißheit Anspruch machen. Selbst unsre Ansicht vom Causal-Nexus zwischen Erscheinungen beruht in letzter Instanz auf der Voraussetzung, daß wir immer dasselbe, unter denselben Umständen beobachtet haben — wie können wir hier aber sicher sein, daß wir das wirklich thaten? Nein — es giebt keine Erfahrung, die der Krankheitslehre Gewißheit zu geben vermöchte, so lange wir noch annehmen müssen, daß wir die Krankheit noch nicht in allen Beziehungen erkannt haben. Ob wir aber nicht das Wesentliche wenigstens erkannt haben? Es kann wahrscheinlich, aber nie gewiß werden; oder meinen Sie, daß zuletzt die Heilwirkung unserer Mittel es beweisen müßte? Und wenn wir über diese Wirkung mit der größten Sicherheit urtheilen könnten und wirklich sie im nächsten Falle wiederfänden, die Fälle selbst können dabei doch übrigens noch sehr verschieden sein. Aber es ist uns ja auch unmöglich den Beweis zu führen, daß die Heilung der Erfolg unserer Mittel ist, wir sind gezwungen das noch als sehr problematisch anzuerkennen — wie kann also das beweisen, was selbst noch des Beweises bedarf? Kurz — wir mögen uns drehen und wenden wie wir wollen, wir sind hier augenscheinlich in einem Zirkel, aus dem wir nie herauskommen, wenn wir ihn nicht mit einer petitio

principii durchbrechen; und ein solcher Gewaltstreich genügt nicht einmal. Wir müssen nicht nur die Voraussetzung, daß wir die Fälle im Wesentlichen erkannt und als gleich befunden haben, sondern auch die, daß nur unsere Mittel hier die Heilung bewirkten, für ausgemachte Wahrheiten gelten lassen. Wollen wir das nicht, so müssen wir uns schon mit der Wahrscheinlichkeit begnügen. Indessen, ist es denn einmal nicht anders, so wird die practische Medicin auch wohl zufrieden sein, wenn sich nur die Gleichheit der Krankheitsfälle in Bezug auf ihre Heilung, die unter dem Gebrauche derselben Mittel erfolgt, erfahrungsmäßig nachweisen läßt, und es kann ihr zuletzt gleichgültig sein, wenn die Theorie darüber lamentirt, daß doch übrigens eine wesentliche Gleichheit jener Fälle eben so wenig als ein Causal-Nexus zwischen Mittel und Heilung streng zu beweisen sei. Gut — jener erfahrungsmäßige Nachweis kann dann aber auch nur die Garantie leisten, daß die Regeln, welche auf ihn gegründet sind, sich höchst wahrscheinlich auch in der Folge bewähren werden; völlige Gewißheit vermag er darüber auch nicht zu geben. Wie sieht es aber mit diesem erfahrungsmäßigen Nachweis aus? Wir kommen hier also wieder auf das zurück, von dem wir im Anfange ausgingen, auf den effectiven Stand der Leistungen unserer Kunst, wir fragen von Neuem: was hat die Heilkunde bisher geleistet, und was leistet sie

jetzt? Ich kann Ihnen aber auf diese Frage unmöglich eine vollständige und genügende Antwort geben, und habe Ihnen hauptsächlich auch deßhalb die Garantien, die sie uns für die Erfüllung ihres Versprechens bieten kann, gezeigt; daraus werden Sie doch ersehen, daß Sie wenigstens von vornherein nicht gar zu sicher auf etwas Großes und Bedeutendes rechnen dürfen. Indessen einige allgemeinere Resultate lassen sich doch auch bei einem ganz oberflächlichen Hinblicke auf die bestehende Heilkunde und ihre Geschichte noch wohl gewinnen. So finden wir, daß die Naturwissenschaft überhaupt und namentlich da, wo sie sich mit dem Menschen und seiner Beziehung zur Außenwelt beschäftigt, in neuerer Zeit die größten Fortschritte gemacht und sich wesentlich umgestaltet hat. Das ist nun freilich sehr erfreulich; folgt daraus aber nicht, daß sie bis auf die neuere Zeit noch sehr zuück sein mußte, und sehen wir, daß sie fast zu allen Zeiten sich solcher Fortschritte rühmte, während, wie die Folge lehrte, sie noch ungleich größere zu machen hatte, gestehen wir selbst, daß uns ja auch jetzt noch Manches dunkel ist — läßt sich dann nicht mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß sie auch in ihrer jetzigen Gestalt noch wohl manche Veränderungen erfahren wird? Gewiß. Je mehr wir in neuerer Zeit erlangt haben, desto wahrscheinlicher muß es uns werden, daß uns noch Vieles fehlt, je auffallender uns die Schwäche und Unhaltbarkeit

früher für unumstößlich gehaltener Lehren entgegentritt, desto mehr müssen wir für den Bestand unsrer eigenen fürchten. Die Schicksale der eigentlichen Heilkunde drängen uns aber noch viel entschiedener auf diesen Standpunkt der Betrachtung. Denken Sie Sich eine Wissenschaft oder Kunst, wie Sie wollen, die seit den frühesten Zeiten besteht, von jeher mit dem größten Eifer und der unermüdlichsten Anstrengung theoretisch bearbeitet und practisch ausgeübt wurde, trotz dem zu keiner Zeit eine Gestaltung gewinnen konnte, die allgemein anerkannt wäre, und bis in die neuesten Zeiten hinein den stürmischsten Revolutionen, den durchgreifendsten Reformen unterworfen war, und noch in diesem Augenblicke von den mannigfachsten Fractionen zerrissen ist — was würden Sie als unbefangener Zuschauer, der die Wissenschaft selbst weder genauer kennt, noch sich besonders für sie interessirt, was würden Sie aus alle diesem schließen? Sie würden Sich vielleicht für incompetent erklären hier ein Urtheil abzugeben, und das wäre gewiß recht bescheiden und vernünftig; indessen wenn Sie nun doch Ihre Ansicht aussprechen sollten? Ich glaube, es könnte keine andre sein als die: »der Erreichung Eures Ziels, würden Sie sagen, müssen Hindernisse entgegenstehen, die sich unter den bisherigen wie jetzigen Verhältnissen wohl kaum überwinden lassen; denn daß Ihr das nie auf die rechte Weise versucht haben solltet, läßt sich doch wohl schwerlich annehmen.

Was Ihr eigentlich wollt, hattet Ihr bisher noch nicht erlangt — das ist klar, ob Ihr es aber jetzt besitzt, das muß ich wenigstens sehr bezweifeln; ich fürchte vielmehr, daß Ihr dasselbe Schicksal haben werdet wie Eure Vorgänger und die Zeit der Reformen für Eure Kunst noch nicht vorüber ist.« Gut — kann denn aber unsre Kunst bei allen Revolutionen, die sie erdulden mußte, und unter allen Umständen doch nicht viel geleistet haben, und namentlich jetzt Bedeutendes leisten? Nun — was die früheren Zeiten anbetrifft, so machten sich wenigstens die verschiedenen Parteien solche Zugeständnisse nicht, vielmehr gab eine jede der andern Schuld, daß ihre Kunst eine unheilbringende, verderbliche sei, die bestehende Schule sah es immer als ein großes Glück für die Menschheit an, daß ihre Vorgängerin untergegangen war — daher lassen sich auch im Allgemeinen die früheren Leistungen der Kunst, nach dem Gesammt-Urtheile ihrer Anhänger wenigstens, wohl nicht so sehr hoch anschlagen. »Was Ihr aber, die Ihr jetzt lebt, Euch für Verdienste um die leidende Menschheit erwerbt, weiß ich nicht; da ich aber keinen Grund habe zu vermuthen, daß gerade Ihr die ersten sein solltet, die mit ihrer Kunst im Laufe der Zeiten bestehen werden, so fürchte ich fast, daß auch Eure Nachfolger Euch nicht die Gerechtigkeit widerfahren lassen werden, die Ihr erwartet. Oder meint Ihr, daß Eure Lehre bestehn bleiben und nur Neues hinzukommen, daß Eure Kunst sich, wenn

ich mich so ausdrücken darf, nur quantitativ und eben damit nicht auch qualitativ verändern werde?« — Aber — wie sieht es denn mit den jetzigen medicinischen Zuständen aus? Wir finden da zunächst zwei große durch die schroffsten Gegensätze getrennte Parteien, die der Allöopathen und Homöopathen, die gegenseitig ihre Verdienste nicht etwa schmälern und bezweifeln, sondern sich die ärgsten Uebelthaten Schuld geben — Parteien, deren jede die andre für eine wahre Geißel der leidenden Menschheit erklärt. Halten wir uns nun auch zur sogenannten Allöopathie, erklären sie allein für die Heilkunde, die wir zu betrachten haben, und die Homöopathie keiner Beachtung werth, so stoßen wir doch auch in diesem Gebiete gleich wieder auf ein sehr großes Schisma. Die Anhänger der Wasserheilkunde treten uns hier entgegen, ich meine nicht die Laien, die nur das Wasser als Medicament und unter allen Umständen gelten lassen, sondern die Aerzte, die allerdings auch wohl andre Mittel, nur das Wasser mit Rücksicht auf gewisse theoretische Ansichten anwenden, auch keinesweges für Abtrünnige von der bisherigen Heilkunde gehalten sein wollen, factisch aber doch sich von den meisten ihrer Regeln und Vorschriften losgesagt haben, sie ihrem größten Theile nach negiren und ihre Leistungen wenigstens sehr verdächtigen. Sie bilden auch eine Partei, die, wenn auch noch nicht viele, doch täglich mehrere und sehr entschiedene Anhänger zählt. Doch

wollen wir auch sie perhorresciren und mitsammt den Homöopathen in die Classe der »Wunderdoctors, Afterärzte und Charlatans« werfen — was indessen jedenfalls wohl ein etwas gewaltsames Verfahren sein möchte — und uns nur bei den Anhängern der größeren, mächtigeren Partei, der bisher bestandenen legitimen Heilkunde nach dem Stande und den Leistungen ihrer Kunst erkundigen — was werden wir da erfahren? Es giebt sehr wenige Krankheiten, über welche die Ansichten der Aerzte nicht getheilt wären, und selbst bei denen muß man noch zugestehen, daß uns ihr eigentliches Wesen doch unbekannt ist. Trotzdem könnte nun freilich immer noch in der Behandlung der Krankheiten, als Product der Erfahrung, die größte Uebereinstimmung herrschen, bei aller Verschiedenheit der Theorie sich eine Praxis gebildet haben, die allgemein anerkannt würde — indessen das ist eben nicht der Fall, höchstens bei den wenigsten Krankheiten; die meisten werden mit den verschiedensten, ja ganz entgegengesetzten Mitteln und Methoden behandelt. Um hiervon sich zu überzeugen braucht man nur mal den ersten besten Kranken zu besuchen, der seinen bisherigen Arzt abgeschafft und einen andern angenommen hat, oder überhaupt, wo man nur mehrere Aerzte findet, ihr Verfahren zu beobachten. Hat man je Gelegenheit in eine medicinische Gesellschaft einzutreten, und wäre es in der kleinsten Stadt, so wird man bald genug erkennen,

wie verschieden da in einer und derselben Gegend, in einem und demselben Orte die geringsten wie die bedeutendsten, die gewöhnlichsten wie die seltensten Krankheiten behandelt werden. Indessen — alle Wege führen bekanntlich nach Rom. Ob daher nicht alle diese verschiedenen Methoden, die sonst entgegengesetzten Mittel in Bezug auf die Heilung sich doch so ziemlich gleich sind, d. h. ob nicht alle, wenn auch mehr oder weniger rasch und vollständig, denselben Zweck erreichen, nie — positiv schaden — das ist freilich eine andre Frage. Lassen wir sie von den Aerzten selbst uns beantworten, so werden wir bald genug von den verschiedensten Seiten die Behauptung hören, daß jedes andre Verfahren als das eigne, das entgegengesetzte wenigstens gewiß, geradezu verderblich und unheilbringend für den Kranken sei — und gesteht man überhaupt den einzelnen Medicamenten so bedeutende und verschiedene Kräfte, solch entschiedenen und eigenthümlichen Einfluß auf den Gang der Krankheit zu, wie es geschieht, so kann man diese Ansicht auch eben nicht für inconsequent halten. Doch wird auch diese Behauptung, die augenscheinlich zu einem nicht sehr günstigen Urtheile über den Werth und die Leistungen der Kunst im Allgemeinen führen mußte, nicht ohne Widerspruch bleiben. Wenigstens will man sie nicht mehr so allgemein gelten lassen, und neigt sich immermehr zu der Ansicht hin, daß die Heilung einer Krankheit in der Regel

mit den verschiedensten Cur-Methoden erreicht werden kann. Dann liegt aber die Frage sehr nah: ob sie nicht auch ohne sie d. h. ganz von selbst, und so vielleicht sicherer und rascher erfolgen würde, und man wird nicht umhin können sich auf ihre Erörterung einzulassen. Soll eine bestimmte Krankheit nur gegen ein bestimmtes Mittel oder Verfahren reagiren, gegen jedes andre sich indifferent verhalten und jene Reaction immer nur zur Heilung führen, so daß der Arzt nur nützen, im schlimmsten Falle und in der Regel wenigstens — nicht schaden kann? Das wäre doch eine zu naive Hypothese. Oder ist der Organismus von so mannigfachen Einflüssen, und auf so verschiedenen Punkten zur Reaction zu bestimmen, die überhaupt heilbare Krankheit zum Heilungsprocesse so geneigt, daß er auf jede Reaction schon eintritt? Dann ist wenigstens zu bedenken, daß so Manches auf den Organismus einwirkt, woran wir keinen Antheil haben, und es daher wahrscheinlich ist, daß auch ohne uns der Heilproceß zu Stande kommt. Ja — nehmen wir sogar an, daß jede Heilung zuletzt das Resultat einer im Organismus bestehenden Kraft ist, die eben die Aufgabe hat die Heilung herbeizuführen und sie in der Regel wenigstens auf das Zweckmäßigste zu realisiren sucht, betrachten wir sie doch fast als ein weises, sehr verständiges Wesen, vor dem man die größte Hochachtung haben muß, dessen Wirken man in Andacht und Ehrfurcht

bewundert, setzen wir doch eine Ehre darin ihre Diener zu heißen, die »**ministri naturae medicatricis**« — und doch sollten wir bei all' den hohen Begriffen, die wir von ihr, und der geringen Meinung, die wir von unserem eigenen Wissen haben, bei dem Bewußtsein, daß wir ihre Pläne und Operationen sehr wenig kennen, obgleich wir uns überzeugt halten, daß sie in den meisten Fällen gewiß ganz vortrefflich sind, und doch sollten wir wirklich glauben dürfen, ohne mit uns selbst in Widerspruch zu kommen, daß sie unserer so sehr bedürfe, daß unsere dienst-eifrige Thätigkeit ihr stets willkommen sein müsse? O gewiß nicht! Das haben auch die besseren Aerzte nie geglaubt, und wenn sie trotzdem Recept auf Recept verschrieben, so hatte das wohl seine ganz andern Gründe, als ihr eigenes Vertrauen auf die materielle Wirkung der gegebenen Medicamente. Könnte ich Sie nur in unsere Literatur einführen, Sie würden erstaunen mit welcher Freimüthigkeit und Unbefangenheit man da Geständnisse macht, Ansichten ausspricht und begründet, die, würden die Aerzte in **corpore** je in einen förmlichen Proceß, bei dem es auf den Werth ihrer Leistungen ankäme, verwickelt, ihnen sehr gefährlich werden müßten. Und glauben Sie ja nicht, daß jene Zeugen schlechte Zeugen sind, auf deren Aussagen nicht viel zu geben ist — im Gegentheil, es sind darunter Heroen unserer Kunst, die bei uns selbst

die höchste Autorität haben. Freilich waren jene Behauptungen und Deductionen zum Theil für einen ganz andern Zweck aufgestellt, um Beobachtungen, die man nicht anerkennen mochte, zu verdächtigen, die Thesen des Gegners zu entkräften, die übertriebenen Forderungen der empirischen Schule zurückzuweisen, und überhaupt gewisse Systeme und Theorien umzustoßen — indessen die Aussagen bestehn und gelten nicht blos für den einen Zweck. Namentlich hat der Kampf mit der Homöopathie solche Bekenntnisse hervorgelockt, die für die alte Heilkunde selbst am gefährlichsten sind; hat sie da auch, wenigstens auf dem Felde der Wissenschaft, ihren Gegner zu Boden gestreckt, so geschah es doch nicht ohne zugleich den Grund und Boden, auf dem sie selbst steht, auf das heftigste zu erschüttern. Es giebt einen Sieg, der schlimmer ist als manche Niederlage. Doch genug hiervon! Ich wollte Ihnen ja nur die Vorstellung etwas näher rücken, daß die Heilkunde auf Gewißheit, nicht die absolute, die allem menschlichen Forschen unerreichbar, sondern jene relative, die nun einmal für Gewißheit gilt und doch auch sonst zu haben ist, überall keinen Anspruch machen kann, vielmehr uns nichts als Wahrscheinlichkeit in sehr verschiedenen Graden zu bieten hat. Geben Sie aber nur erst das zu, so müssen Sie auch eingestehen, daß Ihre Rechnung auf Ersatz, den Sie für alle gebrachten Opfer in dem Bewußtsein Ihrer Verdienste

um die leidende Menschheit zu erhalten denken, sehr unsicher ist; denn können Sie dafür einstehen, daß es bei Ihnen zu diesem Bewußtsein kommen wird? Es mag wahrscheinlich sein, daß Sie wirklich Bedeutendes geleistet haben, aber wird es für Sie so wahrscheinlich sein, daß dabei jenes Bewußtsein bestehen kann? Wie stark für uns der Schein der Wahrheit ist, und in welcher Stärke wir ihn bedürfen um zur Ueberzeugung zu gelangen — das hängt sehr von subjectiven Bedingungen, unserem Temperamente, unserer ganzen Individualität ab. Nun gewährt uns aber gar die Heilkunde im Durchschnitt nur einen solchen Grad der Wahrscheinlichkeit, wie wir ihn in andern Regionen der Erkenntniß und selbst in vielen Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens schwerlich sehr hoch in Anschlag bringen würden. Welche Garantie haben Sie also, daß er Ihnen genügen wird? Ihr Kranker geht auf dem geradesten Wege dem Tode entgegen — Sie thun Alles um ihn zurückzuhalten — vergebens! Unaufhaltsam geht er seinem Schicksale entgegen, die trostlose Familie steht weinend und schluchzend um sein Bette — er stirbt — und Sie? So viel ist klar, Sie haben die Hülfe, die man von Ihnen hoffte, mit dem besten Willen in der That nicht gewährt; indessen Sie wissen Sich deßhalb zu beruhigen, Sie waschen Ihre Hände in Unschuld, Sie können nicht dafür. — Bewahre Gott — da giebt Ihnen auch jeder Vernünftige ganz Recht. Gehen

Sie nur getrost zu Ihrem andern Kranken nebenan, der ganz auf demselben Wege ist. Es ist dasselbe Nervenfieber mit denselben Symptomen, an dem er darniederliegt, und er gerade ebensoweit vom Grabe entfernt, als es ehegestern noch der Gestorbene auch war. Wollen Sie nun mal nicht andre Mittel versuchen? Ja du lieber Gott! Sie haben keine, die nicht in ähnlichen Fällen schon oft genug angewandt wären und — im Ganzen mit noch weniger Erfolg; jene, die Sie nebenan in Gebrauch zogen, sind noch die bewährtesten und dann darf man doch vernünftiger Weise nicht davon abgehen? Indessen es ist doch eine eigne Sache — aber da sind wir ja aus aller Verlegenheit, wahrhaftig der Kranke befindet sich wesentlich besser! Unter solchen Umständen fahren Sie also fort in bisheriger Weise und so dauert es denn auch nicht lange und — er steht wieder auf von seinem Krankenlager. Wer hat ihn nun gerettet? Natürlich Sie, allerdings unter dem Beistande Gottes oder der Natur, das versteht sich von selbst, aber wer sollte ihn sonst gerettet haben? Und da nebenan der, wo in demselben Falle, beim Gebrauch derselben Mittel der Tod erfolgte? Je nun — das war eben nicht derselbe Fall, wie es scheint. Gut, aber dann waren Ihre Mittel auch wohl nicht die rechten? Das scheint fast so — aber deßhalb brauchen sie ja noch nicht geschadet zu haben? Oder es war auch derselbe Fall, und die Mittel — haben mal nicht gewirkt, oder

doch nicht genug — wer kann dafür? — Nun so lassen Sie Sich als Helfer und Retter in der Noth verehren, und genießen Sie recht die wonnigen Gefühle, die Sie dabei überströmen — sie sind Ihnen wahrhaftig zu gönnen! Wenn Sie aber doch weniger gutmüthig gegen Sich selbst sein, wenn Sie auf den unglückseligen Gedanken kommen sollten, daß Sie in beiden Fällen eine ganz gleiche Rolle gespielt hätten, nehmlich die eines Menschen (und es ließe sich allerdings auch noch eine schlimmere denken —) der außerordentlich geschäftig und thätig ist, während doch auf ihn und sein Bemühn gar nichts ankommt — bedenken Sie das mal! Welche Gefühle werden Sie dann haben, wenn freudestrahlend Frau und Kinder Sie empfangen als ihren größten Wohlthäter? Mancher mag sich auch dann noch sehr behaglich dabei fühlen; denn wenn er überhaupt nur so empfangen wird — das ist ihm die Hauptsache; aber Sie, was werden Sie dabei empfinden? Es giebt, wie gesagt, Aerzte genug, die von der Skepsis nichts zu leiden haben. Sie sind entweder naiv genug es gar nicht begreifen zu können, wie man auf solche Spitzfindigkeiten kommt, oder zu verständig sich ihnen hinzugeben. Sie haben den sehr practischen Grundsatz, daß man das so genau nicht untersuchen muß. Wozu kann das auch helfen? Ein rechtlicher Mann thut seine Schuldigkeit — so wie es vorgeschrieben ist, führt er es aus, und

was irgend geschehen kann, das thut er gewiß. Er weiß es, er kann sich neben die besten Aerzte im Staate stellen — das Bewußtsein genügt ihm — alles Uebrige ist Grillenfängerei! — Nun, wenn ihm das genügt, so kann Niemand etwas dagegen haben; die Ansichten und Gefühle der Menschen sind verschieden — der eine ist leichter, der andre schwerer zu befriedigen. Und vielleicht hat er auch gar so viel Opfer nicht gebracht um eines so großen Ersatzes dafür zu bedürfen; es ist da wirklich nicht viel auszugleichen. Der körperlichen Anstrengungen und Entbehrungen ist er gewohnt und macht sich nichts daraus, oder wird gut dafür bezahlt, und weiß sich schon zu entschuldigen. Die Qualen des Gemüthes kennt er nicht, was Andre schmerzhaft verwundet, ritzt ihm kaum die Haut, kurz er hat nach jenem Preise weder verlangt, noch viel dafür eingesetzt. Sie aber wissen es, daß Sie Vieles, was Ihr Beruf Ihnen auferlegt, nur unter Schmerz und Pein leisten können, daß Entsagung, bittre Entsagung Ihr Loos sein wird, wenn Sie Sich ihm weihen — aber der Gedanke Ihren leidenden Brüdern Retter und Helfer in der Noth zu sein, der erhebt Sie über alle jene trüben Aussichten, der läßt Sie freudig und getrost Alles, auch das Schwerste übernehmen. Und wenn Sie Sich nun doch getäuscht hätten, wenn Sie die Ueberzeugung nicht gewinnen könnten, die Sie für alles Ausgestandene so reichlich ent=

schädigen würde! Ach besinnen Sie Sich wohl! Denken Sie Sich die Lage eines Geistlichen, der selbst den Glauben, den er Andern verkünden soll, und die Ueberzeugung von der Heiligkeit, von der erhabenen Bedeutung seines Berufes verloren hätte — in einer ähnlichen Lage würden Sie Sich dann befinden! Wer nun aber Prediger werden will, der ist wenigstens schon von Jugend auf in der Glaubenslehre seiner Kirche erzogen worden. Eh' er die Universität bezieht, weiß er genau, welche Ueberzeugung sein künftiger Beruf voraussetzt, weiß recht gut, daß wohl schon manchem klugen und vortrefflichen Manne der Zweifel die innere Ruhe geraubt hat, kennt in der Regel auch schon die Haupt-Einwürfe, die man seinem Glauben machen, wie die Waffen, mit denen man sie zurückschlagen kann — trotz dem soll er sich wohl prüfen, ob auch seine Ueberzeugung eine feststehende, unerschütterliche, ob er recht tief und innig durchdrungen ist von der hohen Bedeutung seines künftigen Berufs. Das wird ihm Jeder rathen, der Meinung ist Jeder, daß mit jener Ueberzeugung auch sein künftiges Lebensglück stehen und fallen muß. Bei dem aber, der sich der Heilkunde widmen will, denkt Niemand daran, daß auch für ihn die Skepsis der gefährlichste Feind seiner Ruhe ist. Er mag sich wohl besinnen, ob er sich stark genug fühlt zu all' den Mühseligkeiten seines Berufs, ob er all' die widerlichen und herzergreifenden Eindrücke ertragen kann,

die ihm bevorstehen, ob er wirklich entschiedene Neigung dazu hat — aber daß er je an seinem Berufe selbst, an seiner Kunst zweifeln, den Glauben daran verlieren könne, daran denken wenigstens die Meisten nicht. Und doch haben die Wenigsten, die ihr Leben an die Ausübung der Arzneikunde binden wollen, auch nur mal eine Ansicht über das, was sie eigentlich leisten kann, und die Stellung, die sie der Skepsis gegenüber einnimmt. Glaubt man, daß das auch gar nicht nöthig sei, weil ein Beruf oder das Vertrauen auf ihn, der seit Jahrtausenden besteht, eben dadurch sich schon bewährt hat — warum urtheilt man denn nicht ebenso, wenn es auf die Ueberzeugung von der Wahrheit des christlichen Glaubens ankommt? Oder ist man der Meinung, daß dort die Ueberzeugung eine festere Stütze habe als hier? Die medicinische Dogmatik beruft sich allerdings auf Gründe, freilich auf Gründe; sie will, der Verstand soll entscheiden zwischen ihr und dem Skepticismus. Das ist es aber auch gerade, was ihr Feind will, das ist ihm eben recht — Beweise verlangt er ja nur, die schärfsten Waffen des Verstandes sind ihm eben die liebsten. Aber vielleicht ist das eben noch nicht vorgekommen, daß ein Arzt die hohe Meinung von seiner Wissenschaft verloren, an dem Werthe seiner Kunst gezweifelt habe — warum sollte das nun gerade Ihnen begegnen? Ach, das wäre von allen der schlechteste Beruhigungsgrund! Richten Sie Ihre Blicke

doch gefälligst noch mal auf die Heerschaar der Homöopathen, unter welchen, das wird Ihnen Ihr unbefangener Sinn wol selbst sagen, doch manche nicht so ganz dumme und unerfahrene Männer sein werden. Die haben nun wirklich die allerschlechteste Meinung von der Heilkunde, die Sie studiren wollen und die allerdings seit langer, langer Zeit besteht. Sie sagen ihr nicht nur nichts Gutes, sondern alles Böse nach; ihrer Ueberzeugung nach soll sie nicht allein nichts helfen, sondern in den meisten Fällen sehr viel Schaden anrichten. Allerdings haben sie dafür ihre neue Lehre, und sind also für die Ueberzeugung, die sie verloren haben, subjectiv hinlänglich entschädigt — aber, wer, der die alte Ueberzeugung verloren hat, kann dann dafür einstehn, daß er den neuen Glauben wieder gewinnen wird? Daß die Homöopathen Recht haben, soll hier natürlich nicht behauptet, sondern durch sie nur der Beweis geliefert werden, und die Hydropathen mögen ihn vervollständigen, daß in der That schon viele Aerzte an ihrer bisherigen Kunst verzweifelt haben, und zwar sind darunter ohne alle Frage Manche, die mehr Geist und Bildung haben, als viele von denen, die der alten Heilkunde treu geblieben sind, und das Beste von ihr denken und rühmen. Man wundert sich auch eigentlich wol nicht so sehr darüber, wie sie die alte Lehre aufgeben, als daß sie die neue annehmen konnten! Nein, achten Sie den Skepticismus nicht zu gering,

fürchten Sie ihn als Ihren ärgsten Feind, oder suchen Sie Sich wenigstens auf irgend eine Weise vorher mit ihm zu arrangiren. Beruhigen Sie Sich nicht dabei, wenn Ihnen so beiläufig gesagt wird: »man habe auch wol mal den Nutzen der Heilkunde überhaupt in Zweifel gezogen, indessen, wenn solche Angriffe auch nicht schon in sich selbst zerfielen, so würden sie allein schon durch die Vaccination und die Geschichte der Syphilis zurückgewiesen rc.« Bedenken Sie nur, daß es hier ja gar nicht darauf ankommt, ob man die Heilkunde überhaupt gelten, sondern für wie viel man sie gelten lassen will. Wer sich ihr aber widmen will, schlägt ihren Werth wol immer viel zu hoch an, wenigstens in dem, worein er ihn allein setzt, und, wenn er auf diese Ansicht seinen Entschluß vorzugsweise stützt, so ist es keine Frage, er muß ihn später bereuen. »Den Tod können wir nicht besiegen, nicht alle Kranken heilen und Viele müssen untergehen trotz unseren eifrigen Bemühungen sie zu retten; aber wo dann ein Leidender, den wir behandeln, hergestellt wird, da können wir wenigstens annehmen, daß er es durch uns wird, oder doch, daß wir einen wesentlichen Antheil daran haben.« So denken sich wohl die Meisten die Bedeutung ihres künftigen Berufs, aber — da irren sie sich sehr. Können wir auch in vielen Fällen annehmen, Wesentliches genützt zu haben, so werden doch

manche davon wieder compensirt durch andre, wo wir, wollen wir streng und unparteiisch sein, es für ebenso wahrscheinlich halten müssen, daß wir wesentlich schadeten. Im Durchschnitte würden aber auch die gewöhnlichsten und meisten Kranken, die wir behandeln, auch ohne unsre Arzneien wieder hergestellt sein. Sehen Sie — so stehen da die Actien! Ich will Sie indessen nicht abschrecken von unserem Berufe, Sie viel mehr nur veranlassen, Alles vorher wohl zu erwägen, eh' Sie Sich dazu entschliessen. Daher darf ich Ihnen denn auch nicht verschweigen, daß für den, welcher die Bedeutung unseres Berufs, die man ihm gewöhnlich beilegt, nicht anerkennen kann, es allerdings noch einen andern Gesichtspunkt giebt, von dem aus unser Beruf ihm doch vielleicht als einer der edelsten und heilbringendsten erscheinen möchte, die es giebt. Diese Anschauungsweise würde etwa folgende sein: Der Beruf des Arztes bezieht sich nicht allein auf das Uebel, sondern auch auf das Leiden, oder nicht allein auf das objective, sondern auch auf das subjective Leiden des Kranken. In ersterer Beziehung, also in Beziehung auf die Krankheit an sich, ist sein Nutzen ein doppelter, ein positiver und ein negativer, d. h. der Arzt schwächt und vernichtet die Krankheit geradezu, oder er hält Alles von ihr ab, wodurch sie sich verstärken und behaupten könnte. Auf jener Seite sind seine Leistungen, so weit sie von den materiellen Arzneien

abhängen, oft sehr problematisch, auf dieser können sie wenigstens sehr bedeutend sein, hauptsächlich wenn er sich stemmt gegen jenen wohlgemeinten, aber übel angebrachten Eifer, der unablässig helfen will, wo er häufig nur schaden kann. Es ist ein natürlicher und sehr allgemeiner Trieb, aus einem unbehaglichen Zustande herauszukommen, ohne Rücksicht darauf, ob man darnach nicht in einen noch viel schlimmeren hineingeräth — wenigstens ist es erst Sache der Vernunft, diese Rücksicht zu nehmen. Der natürliche Mensch kämpft gegen jedes Uebel an, auch da, wo er besser thäte sich ganz ruhig zu verhalten. Er muß etwas *thun*, etwas *unternehmen*, in der Hoffnung, daß es nützen, wenn auch ohne die geringste Garantie dafür, daß es nicht viel mehr schaden werde. So sucht sich der Kranke, so sucht ihm seine mitleidige Umgebung zu helfen mit — irgend Etwas. Dieses »irgend Etwas« zu bestimmen, erwarten wir nun allerdings von der Heilkunde, und doch gehört vielleicht zu dem Höchsten und Werthvollsten, was sie zu geben hat, die Lehre: daß in vielen Fällen die Thätigkeit ganz aufzugeben sei. Sie ist, wie Himly sagt, wenigstens war dies, glaub' ich, der Sinn seiner Worte, die höhere Offenbarung der Heilkraft der Natur, das Resultat der Fortbildung und Veredlung des natürlichen Instincts, der nach Hülfe sucht — es ist aber wohl möglich, daß sie zu großem Theile auch eine Negation jenes Triebes sein soll. Der wird

freilich wohl immer bestehn, der Arzt ist eben dazu da, seine Macht möglichst zu paralysiren, den Kranken vor seinen Angriffen zu schützen. Leider folgen aber noch viele Aerzte dem Feinde, dem sie sich entgegenstellen sollen, ihrem eigenen ungemäßigten Triebe zu handeln, einzugreifen, thätige Hülfe zu leisten; die Heilkunde scheint ihre Bestimmung noch nicht völlig begriffen zu haben. Das ist also auch keine allgemeine Ansicht, die ich Ihnen hier darlege, das bedenken Sie wohl, eh' Sie Sich dadurch bestimmen lassen. Die Majorität würde dies doch für eine sehr gefährliche Phantasie halten, diese Theorie des — Nichtsthuns, trotzdem, daß sie dieselbe so sehr honorirt, wenn sie fast alles Verdienst der homöopathischen Praxis ihr so bereitwillig zuerkennt. Anlangend nun das subjective Leiden des Kranken, so ist es ausgemacht, daß jeder Unglückliche zunächst und vor Allem des Trostes, der Ermuthigung bedarf. Wer ihm die giebt, der erzeigt ihm eine unermeßliche Wohlthat; aber nicht Jeder vermag es. Die Hoffnung, die Zuversicht, erlöst zu werden von seinen Qualen — das ist der eigentliche Quell, aus dem er Beruhigung schöpft in seinen Leiden, wenigstens für die meisten. Von woher erwartet er aber die Hülfe? Der Kranke erwartet sie oft allerdings von Gott, oder der Kraft seiner Natur, in der Regel aber doch, und jedenfalls zunächst von seinem Arzte. Der gewährt ihm das, dessen er so sehr bedarf, — Trost und

Muth im Leiden. Kann er ihm etwas Köstlicheres geben, und wer vermöchte es außer ihm? Ob er ihn wirklich befreit von seinem Uebel, oder ob das nur unter dem unbestimmbaren Einflusse einer andern Macht oder Kraft steht, mag in vielen Fällen dahingestellt bleiben, jedenfalls befreit er ihn von dem Leiden, welches sein Uebel erzeugt; denn wer mit Zuversicht hofft, ist, so lange und während er das thut, nicht unglücklich, nicht leidend. Er ist also allerdings sein Erretter, nicht von der objectiven Krankheit, sondern von ihren subjectiven Folgen, wenigstens einem großen Theile derselben — er ist es, der in die Wohnungen des Schmerzes und der Trauer Hoffnung, Trost und Frieden bringt. Das ist sein Beruf — kennen Sie einen edleren? Der Freund in der Noth zu sein, die durch Krankheit mehr oder weniger bedingt wird, — das ist die eigentliche Bestimmung des Arztes. Gewiß wird ihre Erfüllung dem um so schwerer, der überzeugt ist, daß er nicht helfen kann, während er wohl weiß, daß man gerade von ihm die Hülfe erwartet; aber was ist es dann auch Großes, den Unglücklichen nicht zu verlassen, wenn man überzeugt ist, daß man ihm helfen kann — aber bei ihm auszuharren, auch wenn man diese Ueberzeugung nicht hat, ihm die Hoffnung zu erhalten, an der man selbst für ihn verzweifelt, das ist schon etwas Andres. — Sie meinen vielleicht, daß man hierzu nicht Arzt zu sein brauchte. Indessen bedenken Sie, daß hier

nur von Kranken die Rede ist, und für die nur ein Arzt jene Bedeutung haben kann; oder Sie möchten vielleicht daraus folgern, daß man sich dann wenigstens das Studium der Medicin sehr bequem machen könne? Allein das würde doch eine sehr verkehrte Ansicht sein. Ich möchte dagegen behaupten, daß gerade der, welcher mit solcher Gesinnung unsern Beruf ergreift, alles Mögliche thun wird, um auch das zu erlangen, womit er dem Leidenden reelle Hülfe leisten kann, und wenn er auch vorher weiß, daß das nur Weniges ist, und er die größten Anstrengungen, die weitläufigsten Anstalten machen muß, um es sich anzueignen. — Genügt Ihnen aber die Aussicht auf ein solches Wirken? Daß es ein schönes und erhabenes sein würde, leidet wohl keinen Zweifel, aber ich meine — fühlen Sie Sich dazu berufen? Prüfen Sie Sich wohl! — Sollten Sie dann aber Sich nicht entschließen können, einer der Unsrigen zu werden, was ich Ihnen wahrlich nicht verdenken würde, so verlasse ich mich wenigstens auf Ihre Discretion und erwarte bestimmt, daß Sie die Aufschlüsse, die ich in Ihrem Interesse Ihnen gegeben habe, nicht mißbrauchen werden; denn Anderen den Glauben an die Heilkunde nehmen, der leider nur schon zu sehr erschüttert ist, würde jedenfalls der schlechteste Dienst sein, den Sie ihnen erzeigen könnten. Den hätte ich Ihnen denn freilich selbst wol erzeigt, indessen konnte ich es nicht vermeiden, wenn ich Sie

vor dem noch größeren Unglücke bewahren wollte, einen Beruf zu wählen, durch den Sie Sich nachher nicht befriedigt fühlen.

Ich will Sie nicht abschrecken von Ihrem Vorhaben, deßhalb muß ich Ihnen auch gestehen, daß das, was ich Ihnen von der Gewißheit der Heilkunde und dem Credit, den der ärztliche Beruf beim Publikum hat, gesagt habe, sich doch keinesweges auf die Chirurgie und Entbindungskunde und deren Ausübung bezieht. Ich redete hier vom Arzte und der Heilkunde nur in jener engeren Bedeutung des Wortes, die eben jene Doctrinen nicht mit begreift. Sie wissen, man unterscheidet zwischen inneren und äußeren Krankheiten, Medicin und Chirurgie, Arzt und Chirurg u. s. w. Ich habe hier aber immer nur die sogenannte innere Heilkunde, die eigentliche Medicin und ihre Ausübung im Auge gehabt, weil die es doch vorzugsweise ist, der die Meisten sich widmen. Dabei können Sie freilich auch die Theorie der Chirurgie und Entbindungskunde, wenigstens einem großen Theile nach, nicht entbehren, ob Sie indessen beide auch practisch ausüben wollen, ist eine andre Frage. Dazu gehören allerdings manche Eigenschaften des Geistes und Körpers, die nicht Jeder hat — gutes Auge, feste Hand, eine gewisse Anstelligkeit — linkische Menschen taugen zu nichts weniger, als zu Chirurgen — und vor Allem eine unerschütterliche Kaltblütigkeit, Muth und Entschlos-

senheit. Auch ist das Geschäft des Operateurs zwar nichts weniger, als ein blos mechanisches, es erfordert Phantasie, Combinationsgabe und viel Urtheilskraft; indessen die Thätigkeit des Geistes ist dabei doch immer auf einen sehr bestimmten Kreis und zwar durchaus auf ein Reales unmittelbar Practisches gerichtet. Wer daher das Abstracte liebt, und sich zur speculativen Richtung hinneigt, wenig Thatkraft hat, und im Denken und Träumen die meiste Befriedigung findet — der paßt zu allem Andern eher als zum Chirurgen. Wollen Sie aber practischer Chirurg, Operateur werden, so haben Sie dann allerdings einen Wirkungskreis vor sich, wo Sie bei allen Anstrengungen wenigstens das erlangen können, worauf es Ihnen eigentlich ankommt, das Bewußtsein auch von dem objectiven Leiden, von der Krankheit selbst den zu retten, der Hülfe flehend seine Hand nach Ihnen ausstreckt. Können Sie es nicht immer, so können Sie es doch oft; Sie wissen es bestimmt, was Sie zu leisten vermögen, auf Ihre Kunst können Sie Sich verlassen. Daher rathe ich Ihnen dringend, wenn Sie einmal unserem Berufe Sich widmen wollen, jedenfalls ihn ganz, in seiner vollen Ausdehnung zu ergreifen; Chirurgie oder Entbindungskunde — eins von beiden müssen Sie wenigstens mitnehmen!

XIII.

Bisher haben wir die practische Wirksamkeit des Arztes betrachtet, und insofern sie es war, die Sie besonders anzog und Ihren Entschluß bestimmte, so werden Sie jetzt von Neuem zu untersuchen haben: ob sie noch denselben Einfluß auf Sie ausübt? Bedenken Sie Alles wohl, was ich Ihnen darüber gesagt habe, und das Wesentliche, was dabei, wenigstens als wesentlich für Sie, zu berücksichtigen sein möchte, habe ich Ihnen, glaub' ich, angedeutet. Jetzt würden wir uns nun noch zur Wissenschaft selbst zu wenden haben, die ja, abgesehen von ihrer Anwendung für's Leben, an sich Sie besonders interessiren und für ihren Dienst gewinnen könnte. Genügt Ihnen aber die Praxis nicht, so erwägen Sie wohl, ob Sie unabhängig genug sein werden, um Sich allein mit der Theorie beschäftigen zu können. Sollte das nicht der Fall, die Medicin Ihnen auch Brodstudium und zwar ihre Ausübung Ihr künftiger Beruf sein müssen, so, glaub' ich, würden Sie dann doch gut thun, sie aufzugeben; denn die gewissenhafte Erfüllung Ihres practischen Berufs müßte doch immer Ihre Hauptsache sein, die Ihnen den reinen Genuß an der Wissenschaft selbst wohl wenig gestatten dürfte. Das bedenkt leider nicht Jeder, der sich entschließt Arzt zu werden, hauptsächlich um sich mit den interessanten medicinischen und naturwissen=

schaftlichen Studien beschäftigen zu können; das kann er entweder nicht, wenigstens nicht so wie er glaubt, oder nur auf Kosten seines Berufs. Dazu ist der aber zu wichtig, um andern Interessen zur Stütze zu dienen. Oder glauben Sie vielleicht, daß Ihre künftige practische Thätigkeit Sie ja doch immer im Kreise der Wissenschaft erhielte? Das ist keinesweges der Fall. Zwischen Theorie und Praxis ist da eine ungeheure Kluft, wenigstens wie sie jetzt zu einander stehen — ja selbst in sich ist die Wissenschaft nicht mal ein streng zusammenhängendes Ganze, ihre einzelnen Theile, die verschiedenen medicinischen Doctrinen stehen hin und wieder nur in sehr loser Verbindung. Manche davon werden Sie gar nicht mal in die eigentliche medicinische Theorie hinein verfolgen können, und gerade das wäre für Sie vielleicht das Interessanteste. Daher hat denn Niemand mehr als der, welcher den ärztlichen Beruf ergreifen will, sich wohl vorzusehen, ob das, was seinen Entschluß bestimmt, auch das Wesentliche ist.

Wie Sie schon wissen werden, verlangt man von Ihnen, daß Sie die große und die kleine Welt durchstudiren, oder die Natur im Allgemeinen und die des Menschen, und namentlich die des kranken Menschen, im Besonderen. Indessen bilden Sie Sich ja nicht ein, daß das, was wir von der kleinen Welt wissen, so unbedingt und unmittelbar aus unserer Kenntniß von der großen Welt hergeleitet sei.

Durchaus nicht! Und wenn Sie es dahin brächten, Professor in allen anderen Naturwissenschaften werden zu können, es wäre sehr die Frage, ob Sie mit all' Ihrem Wissens-Reichthume in die Natur des Menschen und seiner Krankheiten, in die Gesetze ihrer Heilung so sehr viel tiefer eindringen würden, als Andere, die nicht so vollständig ausgerüstet sind. Also — es wird hierbei immer noch sehr darauf ankommen, welches Studium Sie nun besonders interessirt, das der großen, oder das der kleinen Welt?

Für Manchen, der sich die langen Jahre hindurch auf der Schule nur mit dem classischen Alterthume, überhaupt mit der Vergangenheit, mit Sprachen und abstracten Studien beschäftigt hat, mag ein eigener Reiz in der Vorstellung liegen, nun in das Reale selbst, in die ihn umgebende frische, lebendige Natur sich zu versenken, — da zu denken, zu forschen, wo er sonst nur spielte und träumte — das für seinen ernsten Beruf zu gewinnen, was ihm bisher nur Freude und Erholung gewährte. Auf Bergen und in Thälern herumzuschwärmen, im Waldesdunkel und Wiesengrün, und doch dabei das Bewußtsein, einen würdigen, wichtigen Zweck zu verfolgen — was kann es Anziehenderes geben für ein jugendliches, poetisches Gemüth! Da werden Blumen und Steine gesucht und triumphirend nach Hause gebracht. In dem scheinbar Gleichem findet man die wesentlichsten Unterschiede, mit der Lupe erblickt man, was Andern

verborgen ist, die ganze blühende Natur wird uns eine liebe, vertraute Freundin, jede Pflanze ist uns in ihren geheimsten Verhältnissen bekannt; ja dies Geheimnißvolle, Räthselhafte, das tief Verborgene, was nur dem geweihten Auge sichtbar ist, welcher Zauber liegt darin! Diese uralten, gewaltigen Kräfte, die da wirken und schaffen von Ewigkeit her — und wir sollen eindringen in ihre innere Werkstatt? Physik, und besonders die Chemie, die auflöst und scheidet, und bis zu den Elementen alles Seins vordringt — welche Lust ihr zu folgen? Was ist da noch Alles zu entdecken, zu ergründen, können wir nicht selbst auf einen Punkt gelangen, wo — doch wohin vermag nicht die jugendliche Phantasie zu gelangen? In solchen und ähnlichen Vorstellungen liegt allerdings ein großer Reiz, aber er ist ein sehr gefährlicher und kann bitter täuschen, gefährlich wenigstens für den werden, der sich dadurch zum ärztlichen Berufe verleiten läßt.

Ehe Sie zu dem Angenehmen der Botanik gelangen, haben Sie erst einen sehr langweiligen, mühsamen Weg zurückzulegen, auf dem die Meisten wieder umkehren. Sie müssen durchaus erst mit der Terminologie vertraut werden. Für die unendliche Menge der mannigfaltigen Nüancen in der äusseren Erscheinung der Pflanze und ihrer einzelnen Theile giebt es eben so viele verschiedene **termini technici.** Mit dem Auswendiglernen ist es hier nicht allein gethan —

vergleichendes Anschauen dessen, wofür die Bezeichnung gilt, ist dabei durchaus nothwendig. Daher werden Sie auch durch Selbststudium diese Arbeit kaum überwinden können; Sie bedürfen dazu des Lehrers und — der Professor auf dem Katheder allein kann Ihnen als solcher nicht genügen — sehr vieler Zeit und großer — Geduld; denn durch das Studium der Terminologie sich hindurchzuarbeiten ist eben so schwierig, als langweilig und trocken. Dann geht es an das Classificiren und Beschreiben der Pflanzen. Vieles Nachdenken gehört nicht dazu — das ist wenigstens gewiß. Sie sind vielleicht der ganzen Sache schon müde, ehe Ihnen Ihre Excursionen in Feld und Wald mal etwas, namentlich Genuß, einbringen können, und sind Sie es noch nicht, so macht Sie der Botaniker von Fach, z. B. der Apotheker, mit dem Sie Partie machen, unbedingt müde, wenn Sie nicht etwa — ein sehr tüchtiger Fußgänger sind, abgehärtet gegen manche Beschwerde. Und körperliche und geistige Müdigkeit stehen in sehr enger Verbindung mit einander. Da geht es querfeldein über Gräben, gepflügtes Land, durch Sumpf und Gebüsch, die Sonne brennt, die Mücken sind unausstehlich, von dem ewigen Suchen, dem häufigen Bücken haben Sie Kopf- und Rückenschmerzen bekommen, Sie sind marode, die Füße schmerzen — ach wären Sie nur erst wieder zu Hause! Und was haben Sie dafür? Eine schwere, blecherne Büchse mit vielen Pflanzen

und Blümchen, die Sie nur noch verdrießlicher machen; denn Sie ärgern Sich dabei über Ihr Gedächtniß, das Sie hier und da im Stiche läßt, Sie quälen Sich mit Zweifel und Ungewißheit und die Lücken in Ihrem Wissen werden Ihnen recht unangenehm fühlbar. Und wozu das Alles? Um zu wissen, daß jene Pflanze so und nicht so heißt, und es Linnée oder wem sonst beliebt hat sie **malgré bongré** mit andern ihr ganz fremden in eine Classe zu werfen? Ist das der Mühe werth? Aber ich will Sie nicht abschrecken, versuchen Sie die Sache selbst, nehmen Sie ein Compendium der Botanik zur Hand, begleiten Sie den Provisor auf seinen Excursionen — er wird Sie gern mitnehmen — und sehen Sie selbst wie Ihnen die Sache gefallen wird. Dann wissen Sie wenigstens, wie Sie daran sind. Behalten Sie aber wirklich Lust und Liebe zur Botanik, so glauben Sie wenigstens nicht, daß Sie die als Arzt am besten und bequemsten befriedigen können. Die Botanik hat wirklich, das kann ich Sie im Voraus versichern, sehr wenig mit der Heilkunde zu thun, und Sie selbst werden zu viel damit zu thun haben, um noch viel Zeit für die Botanik übrig zu haben. Mit der Anorganologie, mit der gesammten Naturgeschichte verhält es sich nicht viel anders. Sie haben in der Ferne, im Ganzen betrachtet, allerdings viel Anziehendes, aber muß man sich erst mit dem Détail beschäftigen, so kann sich das sehr ändern.

Jedenfalls gehören viel Zeit, viel Arbeit und auch viele Mittel dazu, und kann und will man sie daran wenden, so sollte man wenigstens nicht gerade das Fach noch dazu wählen, wobei man das wirklich am wenigsten kann. Nein, lassen Sie Sich ja nicht durch Ihre Neigung zu den Naturwissenschaften zur Uebernahme unsers Berufes bestimmen — um Gottes willen nicht! Es thun es gewiß Manche, aber die Folgen bleiben auch selten aus. Wenn der Junge seine Freude an Blumen und Steinen hat, oder gar sich gern mit todten Mäusen oder Ratten herumschleppt, so — steckt ein Doctor darin, das ist klar! Umgekehrt ist er dazu verdorben, wenn er kein Blut sehen kann, wenn er sich leicht ekelt u. s. w. Freilich sind es ja auch in der Regel Nebensachen, die unsre bedeutendsten Entschlüsse bestimmen. Ist es doch schon an sich die bitterste Ironie, daß die Jugend das wählen muß, wovon in der Regel ihr ganzes künftiges Leben abhängt, ohne das, was sie wählt, noch das Leben überhaupt zu kennen. Vorbereitet wird sie allerdings zu verschiedenen Berufsarten, aber nicht zur Wahl des Berufes.

Mehr als die historische Botanik (Phytographie) wird Sie vielleicht die Anatomie und Physiologie der Pflanzen interessiren (Phytotomie, Phytonomie, auch wohl philosophische Botanik genannt). Da erfahren Sie doch etwas

vom inneren Baue, von der Organisation und dem eigentlichen Leben der Pflanze. —

Die Mineralogie u. s. w. wird Ihnen auch Gelegenheit zu manchen Excursionen geben. Mit dem Steinhammer in der Hand besuchen Sie die Umgegend und machen auch wohl in den Ferien weite Reisen in das Gebirge, das ist auch recht romantisch, aber das eigentliche Studium dieser Wissenschaft ist oft sehr trocken, und erfordert doch auch etwas Geduld und Ausdauer. Das Beschreiben und Classificiren nimmt kein Ende, und überall stoßen Sie auf Ecken und Winkel, Flächen, Axen, Kegel und Durchschnitte, und es fragt sich, ob Sie überhaupt Sinn für solche Form- und Raum-Verhältnisse haben und in der Mathematik, namentlich in der Stereometrie fest sind? Mit mehr Interesse wenden Sie Sich dann vielleicht dem Thierreiche zu. Die Zoographie, Naturgeschichte im engsten Sinne des Worts, hat gewiß für Jeden viel Anziehendes mit ihren Bildern und ausgestopften Thieren — sie führt uns so manche alte, liebe Bekannte vor, deren Erscheinen die angenehmsten und heitersten Erinnerungen in uns erweckt, und wie viel Fremdes, was wir neugierig und staunend betrachten! Aber zuletzt, wenn das nun immer weiter geht in die Arten und Abarten hinein, wenn das Material sich immer mehr anhäuft, welches wir dem Gedächtnisse einprägen müssen, wenn wir ihr gar folgen sollen in das

Reich der kleinen Geschöpfe hinein, wo es von Käfern, Würmern und Insecten wimmelt — es ist doch die Frage, ob uns das nicht etwas zu viel wird. Wozu das auch Alles? Wozu Namen und Aussehn aller Thiere und Thierchen, ihre Stellung im System und in der thierischen Gesellschaft mit Mühe dem Gedächtnisse und der Phantasie aufdringen? Könnten wir so ohne viele Mühe Alles wissen und kennen lernen, oder vielmehr hätten wir nichts anderes zu thun — nun ja, warum nicht? Aber weßhalb sollen wir es denn? Ist es nothwendig und zu welchem Zwecke? Gottes Größe und Weisheit — nun davon sind wir ohnehin überzeugt — wir wissen ja auch recht gut, daß es eine unendliche Mannigfaltigkeit von Geschöpfen giebt, und glauben es recht gern, daß ihr Unterscheidendes wie Gemeinsames nicht immer so leicht zu erkennen ist — aber warum sollen wir uns das Alles nun ad oculos demonstriren lassen und auswendig lernen? Sammlungen anlegen — ja das ist recht hübsch — die bunten Schmetterlinge und glänzenden Käfer auf Nadeln gespießt in langen Reihen und hübschen Kästen unter Glas und Rahmen da vor sich zu haben, den Besuchenden zu zeigen, jedes mit Namen nennen zu können, das macht gewiß recht viel Spaß und ist ein unschuldiges Vergnügen; aber, du großer Gott! man wird es doch wohl nicht für etwas Verdienstliches halten, für einen schönen Beweis wissenschaftlichen Eifers?

Es ist auch nicht mal ein unschuldiges, es ist ein grausames Vergnügen, und ich begreife nicht, wie Eltern sich darüber freuen können, wenn die Jungen die harmlosen Thierchen listig und heimtückisch fangen, und sie auf spitzigen Nadeln sich qualvoll zu Tode zappeln lassen! Giebt es ein reizenderes Bild als ein Kind unter Blumen von einem Schmetterlinge umflattert, mit dem es in Lust und Frohsinn wetteifert? Ach was! Viel lieber sehen wir's, wenn der Junge dahinterherläuft, ihn richtig einfängt, auf einer Nadel uns präsentirt, und Familie und Namen des armen Gemarterten angiebt! Ja wenn es dann noch wirklich zu irgend einem Resultate führte! Aber wird er älter, so kommen die hübschen Sammlungen doch auf die Polterkammer, die Namen vergißt er wieder, und wenn er sie auch behielte, was hätte er davon? Es war eine alberne Spielerei ohne allen Zweck — die Natur mit all' ihren Schmetterlingen und Käfern ist ihm später so gleichgültig wie irgend Etwas! All' das Sammeln auch in spätern Jahren, worauf beruht es zuletzt, und wohin führt es? Wenn wir uns doch nur nicht so oft täuschten über die eigentlichen Beweggründe unsers Thuns und Treibens und das, was wir eigentlich wollen und können, uns immer klar wäre! Aber da soll das, was aus Gewohnheit, aus blindem Nachahmungstriebe, aus Laune, auf irgend eine zufällige äußere Veranlassung, aus Pedanterie und Eitelkeit, oder aus welchem ganz

nichtigen Grunde, und zu gar keinem selbstbewußten, würdigen Zwecke unternommen und mit Eifer fortgeführt wird, aus wissenschaftlichem Interesse hervorgehen, und ein höheres geistiges Bedürfniß befriedigen! Das bezieht sich nicht nur auf Viele, die da Steine und Pflanzen und Käfer sammeln, sondern auch auf Manche von denen, die sich jene Sammlung von Kenntnissen, die man auch wol Gelehrsamkeit genannt hat, anzulegen bemühn. Die ist oft eben so trocken wie ein Herbarium, und das Fachwerk, worin ihr Inhalt steckt, oft auch nicht viel besser als Löschpapier. — Daß die Naturgeschichte ein würdiger Gegenstand menschlichen Studiums überhaupt ist, und ein nothwendiges Glied der Kette der Wissenschaften — nun das versteht sich ja von selbst. Ich habe es hier nur mit denen zu thun, die sie treiben im Schweiße ihres Angesichts, weil sie glauben, sie müssen es, weil es so verlangt wird, weil es so hergebracht ist, oder am Ende gar nicht wissen warum? Fühlen Sie wirklich eine tiefere, innere Neigung für die historische, verstehn Sie, für die historische Naturkunde, oder für die Natur überhaupt, die Sie ganz, in allen ihren Beziehungen, also auch mehr oder weniger in der Mannigfaltigkeit ihrer Formen, erkennen möchten, wollen Sie ernstlich Sich diesem Studium widmen, und können Sie das vereinigen mit andern Zwecken, deren Erfüllung Ihnen doch vielleicht noch dringender obliegt, nun ja — ich werde gewiß der

letzte sein, der Sie davon abhalten möchte; nur will ich, Sie müssen wissen, was Sie können und wollen?

Von der Physik brauch' ich Ihnen wohl nichts zu sagen, die wird man Ihnen so wol schon auf der Schule vorgetragen haben? Gefällt sie Ihnen? Es gehört ein bischen viel Mathematik dazu. So ist es auch mit der Chemie; wenigstens wenn Sie da tiefer eindringen wollen, werden Sie noch viel zu rechnen bekommen. Da wird, namentlich in der Stöchiometrie, Alles auf das Genaueste abgewogen und verglichen, um die quantitativen Verhältnisse der Substanzen und ihre verschiedenen Bestandtheile zu einander zu bestimmen. Da geht's in die Decimalbrüche hinein. Sonst ist die Chemie gewiß für die Meisten ein interessantes Studium, z. B. das anziehende Capitel von den Wahlverwandtschaften, oder Sie würden Sich vielleicht besonders gern zur organischen, — **Phyto-Zoo-**Chemie wenden, und sicherlich mit vielem Eifer zur Experimental-Chemie und dem Laboratorium, zumal wenn Sie da selbst mitarbeiten sollen. Da macht es denn vielen Spaß, wenn uns ein Experiment oder irgend eine Arbeit gelingt, und wir kochend und brauend, mischend und scheidend endlich das Erwartete zu Tage fördern. Aber auch hier könnte Sie doch das Detail, das Technische, was dazu nöthig ist, zuletzt ermüden — und übrigens ist auch die Chemie als Steckenpferd eines der theuersten, consumirt sehr viel Zeit

und auch sehr viel Geld. Sie können sie freilich auch wieder benutzen, und sogar nicht entbehren zu Ihren weitern Studien, namentlich viel weniger, als alle vorhergehenden Naturwissenschaften, indessen eine wirklich ernste und eifrige Beschäftigung damit, ohne die auch Ihr Interesse daran sich wohl schwerlich erhalten würde, erfordert doch Ihre medicinische Ausbildung nicht nur nicht, sondern sie muß sie sogar entschieden ablehnen. — Sollten Sie aber eine besondere Neigung für Physik und Chemie haben, so glaub' ich kaum, daß die sich zugleich auch auf die eigentlich naturhistorischen Doctrinen erstrecken würde; denn beide sind hinsichtlich ihres Gegenstandes, ihrer Richtung zu verschieden. Dort sind es mehr die entfernteren, allgemeineren Bestandtheile der Naturkörper, die Gesetze, denen sie folgen, hier ihr Aeußeres, womit man sich beschäftigt; dort sucht man einzudringen in die Natur, hier auf ihrer Oberfläche sich zu orientiren. Das eigentliche Beschreiben, Classifiziren und Registriren kommt aber Manchem leicht etwas langweilig vor, so lebendig auch der Eifer war, mit dem er daran ging. Sie können dann aber auch bei den anorganischen Körpern, den Mineralien u. s. w. die entferntern Bestandtheile, ihre Genesis, ihren Bildungsproceß an sich betrachten, und wie bei den Pflanzen, so auch bei den Thieren vorzugsweise ihre Anatomie und Physiologie berücksichtigen. Der Anorganographie läßt sich die Anorgano-

logie entgegensetzen, wie der Zoographie die Zoologie (Zootomie, Zoonomie, thierische, vergleichende Anatomie und Physiologie), obgleich die Zusammensetzungen mit dem „λογος“ auch wieder die Lehre von dem betreffenden Gegenstande im Allgemeinen, in ihrer ganzen Ausdehnung, bezeichnen. Um aber zur eigentlichen Naturlehre, im Gegensatze zur Naturbeschreibung zu gelangen, können Sie diese nicht ganz umgehen, und das verleidet denn Manchem den Weg. Es gehört zu viel positives Wissen dazu, überhaupt nehmen die Naturwissenschaften zu sehr das Gedächtniß in Anspruch, selbst die sinnliche Anschauung, sie erfordern zu viel Anstrengung, ihr Studium ist zu umständlich, zu unbequem, als daß Viele dabei ausharren sollten. Daher kommen denn auch die Meisten sehr bald aus diesem weiteren Kreise heraus, um der kleinen Welt sich zuzuwenden, den Wissenschaften vom Menschen. Da fangen sie nun zunächst mit der Anatomie des menschlichen Körpers (Anthropotomie) an. Die betrachtet den Körper als solchen, d. h. ohne auf sein dynamisches, lebendiges Sein Rücksicht zu nehmen, und zwar im Ganzen und seinen einzelnen Theilen nach, so weit diese sich der sinnlichen Anschauung darstellen, oder, namentlich durch das Messer, zur Darstellung gebracht werden können. Das, werden Sie denken, muß ja ein sehr anziehendes Studium sein; mit dem Messer in der Hand diese künstliche, räthselhafte

Maschine in ihre einzelnen Theile zu zerlegen, sich jedes genau ansehn zu können — wie interessant! Und was liegt uns denn auch näher, als unser eigner Leib, den muß man doch auch genau kennen! Die Wenigsten wissen aber etwas davon — nur wir Mediciner können Aufschluß darüber geben, wir allein sind in jenen Regionen zu Hause, nach denen die Andern nur scheu und neugierig hinsehen, die ihnen ewig dunkel bleiben. Leichen — es hat etwas Schauerliches! Aber eben das reizt; wo Andre sich fürchten und entsetzen, da sind wir ganz unbefangen und begreifen gar nicht „wie man sich so anstellen kann." Nun betrachten Sie die Sache mal etwas näher. Vorläufig ist noch von Leichen und Schneiden und Zerlegen keine Rede. Zunächst schiebt Ihnen die Anatomie all' ihre Knochen vor, da arbeiten Sie Sich nur erst mal hindurch! Mit der Osteologie müssen Sie anfangen. Die verlangt, daß Sie die Namen aller 250 Knochen des menschlichen Körpers und ihre Lage und Verbindung angeben, auch die einzelnen Knochen gleich erkennen können, wenn man sie Ihnen vorzeigt. Das ist aber das Wenigste. An jedem Knochen giebt es verschiedene Regionen oder Partieen, die ihre besonderen Namen haben — die müssen Sie auch wissen; er hat seine verschiedenen Ecken, seine Seiten und Flächen, die auch eine eigne Bezeichnung verlangen. Aber das ist's nicht allein: es sind da auch noch die Kanten, die Rän-

der, die obern und untern, seitlichen, vordern und hintern zu betrachten, die Winkel, Knorren, Buckel, Zacken, Spitzen, die an und auf dem Knochen vorkommen, seine Vertiefungen, seine Furchen, seine Gruben und Löcher, erhabene Linien, die man wirklich an ihm findet, und Linien, die — man sich nur zu denken hat — und Alles das ist bezeichnet und oft mit den barbarischsten Namen, und die müssen Sie alle anzugeben wissen. Da wird ein kleiner Knochen vorgezeigt. Sie denken: »daran wird so viel nicht zu bemerken sein, was kann er mehr als höchstens ein Paar Namen dem Gedächtnisse aufbürden.« Ach, Sie irren sich, es kommt ein Name nach dem andern, der kleine Knochen wird hin und her gedreht, und jedesmal findet sich wieder etwas, was noch zu bemerken ist, es nimmt gar kein Ende, und die eine Bezeichnung ist immer noch complicirter und länger als die andre. Und dabei versteht es sich von selbst, daß Sie nicht blos alle diese verschiedenen Namen behalten, sondern auch das, was sie bezeichnen, nach Lage, Stellung und äußerem Ansehn so genau kennen müssen, daß Sie es sich gleich vorstellen oder auffinden können, wenn man Ihnen den Namen nennt. Ich versichere Sie, das ist keine Kleinigkeit, zumal, da Sie die Knochen nicht nach Gefallen und mit Muße zu jeder Zeit betrachten können, um der Phantasie und dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen und die Lücken, die da nur zu leicht

entstehn, auszufüllen — es sei denn, daß Sie selbst eine vollständige Sammlung der getrennten Knochen neben einem guten Skelett haben; und auch dann werden Sie sich mit dem besten anatomischen Handbuche nicht immer wieder zurecht finden können. Nein — wenn Sie dabei ungeduldig werden sollten, ich würde mich nicht wundern. Bedenken Sie, was das für eine Arbeit ist, eben so hart und trocken als die Knochen selbst! Haben Sie sich endlich hindurch geschlagen, so kommt es darauf an, die einzelnen Knochen zu verbinden und in ihrer Lage zu befestigen, wozu Sie einen Vorrath an Sehnen und Häuten erhalten, die man die Bänder, Ligamente, nennt. Die Syndesmologie (Bänderlehre) ist wahrhaftig auch keine Erholung für Ihre osteologischen Strapazen. Vielleicht aber die Myologie, Muskellehre? Die kommt dann. Was man gewöhnlich Fleisch nennt, ohne das Fett mitzurechnen, ist nichts als eine Masse neben und unter einander liegender langer und kurzer, dicker und dünner Fleischstränge, oft auch breiter und flacher Fleischstücke, welche man die Muskeln nennt. Sie sitzen mit beiden oder mehreren Enden an Knochen fest, wenigstens die meisten und die, welche vorzugsweis die Myologie betrachtet, und sind so mit Fett und dem sogenannten Zellgewebe eingehüllt und verklebt, daß man sie erst mühsam auseinander legen und auseinander halten muß, will man sie in ihrer Lage erkennen. Solcher Mus-

keln giebt es nun eine außerordentliche Menge, und Sie müssen wissen, wie ein jeder heißt, an welcher Seite oder Fläche des Knochens er liegt, und an welchem Punkte desselben er mit seinen Enden befestigt ist. Und das muß sehr genau angegeben werden; denn es ist oft nur ein sehr kleiner Raum, wo die Enden mehrerer Muskeln zusammentreffen. Ob da ein Muskel etwas mehr rechts oder links angesetzt ist, an jenem Höcker, dieser Linie, oder mit mehreren Portionen an verschiedenen Punkten, das müssen Sie mit Sicherheit bestimmen können. Da kommen wieder die Bezeichnungen aus der Osteologie heran und treten zu den oft furchtbaren Namen der Muskeln hinzu. So liegt z. B. der **musculus pterygoideus** an der innern Seite der **maxilla inferior,** entspringt aus der **fossa pterygoidea,** läuft nach außen und abwärts gegen den untern Rand der **maxilla inferior** und setzt sich an den untern Rand des Astes und an dem Winkel desselben fest. — Der **musculus platysmamyoides** entspringt von der vordern Fläche der Brust an dem **musculus pectoralis major** in der Gegend der zweiten und dritten Rippe, seine Fasern laufen aufwärts über die **clavicula.** Beide Muskeln nähern sich nun an den Seitenflächen des Halses, liegen auf dem **musculus sternocleidomastoideus** und **sternohyoideus** und steigen schräg nach innen in die Höhe bis zum Rande der **maxilla inferior,** so daß sie unter diesem Kno-

chen die **glandula submaxillaris**, den **musculus mylohyoideus** und den vordern Theil des **musculus digastricus** bedecken. Unter dem Kinne stoßen sie an einander und durchkreuzen sich etwas. Vom Rande der Kinnlade laufen sie gegen das Gesicht hinauf und ihre Fasern verlieren sich theils nach außen auf der **glandula parotis** und dem **masseter**, theils gehn sie nach innen in den **musculus quadratus menti**, theils bilden sie in der Mitte auf jeder Seite den **musculus risorius Santorini**. An das Zungenbein und den Kehlkopf, die beide nur sehr kleine Flächen bilden, setzen sich folgende Muskeln an: **sterno-hyoideus**, **sterno-thyreoideus**, **omohyoideus**, **digastricus**, **mylohyoideus**, **geniohyoideus**, **stylohyoideus**, **genioglossus**, **hyoglossus** (s. Hempels Anatomie.). An welche Partieen jenes kleinen Knochens, des Zungenbeins, setzen sie sich aber an, an die Basis, das große oder kleine Horn, und wie ist die Lage der Muskeln neben oder unter einander? Die müssen Sie auch genau kennen, z. B. bei der Menge Muskeln, die das sogenannte Fleisch des Oberschenkels bilden u. s. w. Sie werden da viel Mühe haben sich zu orientiren, und Ihr Gedächtniß keine kleine Arbeit! Nach der Myologie kommt die Angiologie; auch sie giebt Ihnen eine unendlich langes Namenregister von all' den Blutgefäßen, Adern und Aederchen, die wie ein Netz den ganzen Körper durchziehen. Ihren Ver-

lauf, ihre Verästelungen, ihre Einmündungen müssen Sie Sich genau merken, und um Sich da zurecht zu finden, wieder die Myologie wie die Osteologie zu Hülfe nehmen. Auf ähnliche Weise wird Sie die Neurologie (Nervenlehre) beschäftigen. Und wenn Sie das Alles nur noch zu Haus, ohne viele Umstände, Sich zu eigen machen könnten, wenn nur das Gedächtniß, da es der Verstand nun doch einmal nicht ist, wenigstens hinreichte zu dieser Arbeit, oder nur in Gemeinschaft mit der Phantasie sie ausführen könnte, wenn es mit dem »sich vorstellen und auswendig lernen« geschehen wäre, und wenn es noch so viel Zeit und Mühe kostete — aber nein, das ist nicht möglich, selbst nicht mit den vollständigsten und kostbarsten Hülfsmitteln, Kupferstichen, Präparaten u. s. w. Sie stoßen da alle Augenblicke auf Lücken in Ihrem Wissen, die Sie für Sich gar nicht ausfüllen können, Sie confundiren Sich und können Sich ohne Hülfe kaum wieder zurecht finden. Sie müssen nun selbst an die Leiche heran; aber nicht jeden Augenblick, wenn Sie Lust hätten, nicht zu jeder Zeit, wo es Ihnen noththäte, können Sie da nachsehen. Sie werden jetzt allerdings zur Leiche hingeführt, man giebt Ihnen das Messer in die Hand, aber glauben Sie nicht, daß Sie nun damit sie öffnen sollen, um in das Innere hineinzusehen nach Herz und Leber, Lungen und Nieren. Nein! Sie bekommen einen Arm, dann

ein Bein u. s. f. vor sich, an dem Sie mit feinen Schnitten die Muskeln bloslegen müssen — Sie haben auf weiter nichts zu achten, da können Sie acht Tage lang jeden Tag ein Paar Stunden sitzen, ehe Sie nur mal die Muskeln des Armes herauspräparirt haben. Da schneiden Sie nicht hinein die Kreuz und Quer, um sich mit einem Male zu orientiren — so geht das nicht. Geduld, Schnitt vor Schnitt kommen wir vorwärts, und das muß auch ein bischen sauber und hübsch aussehen. Am Ende des halben Jahres oder im nächsten Winter erst suchen Sie dann auf dieselbe Weise die Blutgefäße in ihrem Laufe bloszulegen, zur Anschauung zu präpariren, aber nicht insoweit sie im Innern, in den Höhlen des Körpers liegen. Ob ein solches Präpariren Ihnen doch nicht zuletzt langweilig und unangenehm wird, wenn der Reiz der Neuheit erst davon ist, wenn Sie, vielleicht gleich nach Tische, in dem kalten Locale, wo es nach Leichen und Spiritus und schlechtem Tabak riecht, Stundenlang sitzen müssen vor einem schmutzigen Fuße, wo Sie das Fett zwischen den Sehnen und Muskeln hervorholen, an einem Tische voll Blut und Hautfetzen? Die Meisten denken sich das wohl ganz anders, glauben, sie bekommen die Leichen zu seciren, zu zerschneiden, um sich von der innern Einrichtung des Körpers zu überzeugen. Die zeigt Ihnen denn an einer oder der andern Leiche der Professor, wenn er die Splanchnologie

(Eingeweidelehre im weitern Sinne des Worts) vorträgt, wo vom Herzen, der Lunge und Leber, dem Gehirne u. s. w. die Rede ist. Da ist auch viel mehr Einzelnes zu betrachten und im Gedächtnisse zu behalten, als man gewöhnlich glaubt. Ja eben dies détail erdrückt so oft die lebendigste Lust. Und wozu nun so in's Einzelne und Kleinliche hineingehn, warum für jedes einen besondern Namen? Was ein Muskel ist, und daß alle oder die meisten Bewegungen durch Muskel oder Muskelfasern vermittelt werden, weiß ich ja nun, zweifle nicht daran, daß, wo eine Bewegung möglich ist, auch ein Muskel dafür dasein wird, wozu sie nun aber alle kennen nach Namen, Ursprung und Verlauf? Daß eine Ader zuletzt in viele Aeste und Zweige verläuft, versteht sich von selbst, das glaub' ich gern, auch ohne mich durch den Augenschein von dem Dasein eines jeden unbedeutenden Zweiges zu überzeugen, und hat man beliebt, einem jeden Aestchen einen besondern Namen zu geben, so hab' ich nichts dagegen — wozu soll ich mich aber damit abquälen, sie alle zu behalten? Stellen Sie nur erst solche Betrachtungen an, so zweifle ich auch nicht, daß Ihre anatomischen Studien Ihnen zuletzt zur Last werden, oder vielmehr schon zur Last geworden sind. Es giebt übrigens auch noch andre, besonders bezeichnete Theile der Anatomie, z. B. die Adenologie (Drüsenlehre) u. s. w.; und wollen Sie überhaupt die Anatomie einigermaßen vollständig und

gründlich treiben, so gehören mindestens drei oder vier Semester dazu.

Müde und matt, lechzend nach dem Frischen, Lebendigen und der Bewegung des Gedankens kommen Sie nun von den trockenen Knochen und den todten Muskeln, von den martervollen Arbeiten Ihres Gedächtnisses endlich bei der Physiologie an, und stürzen Sich begierig hinein. Die Physiologie aber betrachtet den Körper als einen lebendigen Organismus, also in seinen Lebenserscheinungen, seinen Kraftäußerungen, in seinem organisch-lebendigen Sein, dabei aber auch Manches noch, was Raum- und Quantitäts-Verhältnisse betrifft, so wie ihr denn namentlich die flüssigen Theile, Blut, Speichel, Galle u. s. w. in der Regel von der Anatomie überlassen werden. Auch die Stoffe, aus denen der Körper besteht, seine allgemeineren, entfernteren Bestandtheile berücksichtigt sie — (chemische Physiologie, die vom Standpunkte der Chemie ab sich als Zoochemie, Anthropochemie darstellt). Biologie heißt die Doctrin, welche sich mit dem Leben an sich, mit dem Begriffe von Leben, mit dem Lebensprincip im Allgemeinen beschäftigt, also, wenn Sie wollen, die allgemeine Physiologie, die philosophische Physiologie ist. Indessen die Definition der verschiedenen Doctrinen und die Bestimmung ihres Verhältnisses als Allgemeines zum Besondern hat ihr Schwieriges. Die Begriffe sind da überhaupt nicht immer genau

festgestellt, und unter einem und demselben Ausdrucke wird oft Verschiedenes verstanden. Doch darauf kommt es uns ja auch so genau nicht an — genug, wenn Sie nur eine Idee bekommen von dem, was Sie von der Physiologie zu erwarten haben. Das ist jedenfalls sehr Viel und viel Interessantes. Nur müssen Sie bedenken, daß auch hier ein bedeutendes Material vorhanden ist und viel positives Wissen erfordert, troß dem aber nicht alles das gegeben wird, was Sie haben möchten. Die Physiologie ist allerdings in neuerer Zeit sehr vorgeschritten, indessen sie hat doch noch ihre sehr großen Lücken, die theils offen vorliegen, theils mit Hypothetischem verdeckt sind. Der Eifer, mit dem wir etwas treiben, hängt aber oft sehr von dem Erfolg ab; erreichen wir das nicht, was wir wünschten, sehen wir vielleicht gar ein, daß wir es nicht erreichen können, so kühlt sich unser Eifer oft sehr ab; bleibt uns noch so Manches vorenthalten, so verlieren wir auch wol die Lust an dem, was wir haben und noch erlangen könnten. Das Wesentliche des Lebensprocesses können wir nun einmal nicht erfassen, zur Quelle des Lebens gelangen wir doch nicht, was kann uns da dieses Stück- und Flickwerk von Wissen helfen? So kann man freilich sich jedes Studium verleiden. Es fragt sich indessen immer, aus welchem Grunde man es treibt, aus unmittelbarer Lust am Studium selbst, oder des Resultates wegen, welches man erwartet? Im

erstern Falle wird vielleicht unser Interesse immer lebendiger, je weniger wir durch das, was wir erlangen, befriedigt werden, im letzteren verliert es sich auch wol. Sollten Sie Sich aber gar nur deßhalb für die Naturwissenschaften interessiren, weil Sie von ihnen die bedeutendsten Subsidien erwarten zu Ihrem künftigen Feldzuge gegen die Krankheiten, weil Sie in ihnen die unmittelbaren und einzigen Grundlagen der practischen Medicin sehen — dann fürcht' ich sehr für die Dauer Ihrer Neigung; denn selbst die Physiologie wird da wohl schwerlich Ihren Erwartungen entsprechen. — Sie gehn jetzt von ihr zur Pathologie über, kommen also immer mehr in das Centrum jenes Kreises, den die medicinischen Doctrinen bilden. Die Krankheitslehre präsentirt sich Ihnen nun als eine allgemeine und besondere, in ersterer Hinsicht mehr als Pathologie, in letzterer als Nosologie; doch wird dieser Unterschied in beiden Bezeichnungen nicht überall anerkannt, den Meisten gelten sie wohl als Synonyme, und der von Pathologie ist überhaupt der vorherrschende. Es giebt also eine allgemeine und besondere Pathologie. Die erstere beschäftigt sich mit der Krankheit — nur im Allgemeinen, **in abstracto**, mit dem Begriffe von Krankheit. Wie kann überhaupt Krankheit entstehen und wie stellt sie sich dar? Ihre Ursache, ihr Wesen, die inneren und äußeren Bedingungen ihres Entstehens, ihr Erscheinen betrachtet sie, und Alles, was

dabei zu berücksichtigen ist. Dabei sieht sie auch schon auf die allgemeinsten Veränderungen der Hauptmomente organischen Seins, auf die sogenannten Grundkrankheiten. Da ist also die Rede von dem Verhältnisse der Krankheit zur Gesundheit überhaupt, von Krankheit und Krankheitsform, von dem Wesen der Krankheit, dem zureichenden Grunde der Erscheinung des Zustandes, den wir Krankheit nennen, und von dem, wodurch eben dieses Wesen zur Existenz kommt, oder von der **causa proxima, continens, sufficiens,** und den **causae remotae,** welche letztere wieder aus der Anlage (**causa interna**) und dem äußeren, schädlichen Einflusse (**causa externa, occasionalis, potentia nocens**) bestehn. Das Capitel von den Ursachen umfaßt hier die allgemeine Aetiologie, die dann auch in die verschiedenen Anlagen und die verschiedenen schädlichen Einflüsse eingeht, und in letzterer Hinsicht von dem schädlichen Einflusse der Luft, von den Ansteckungsstoffen, von den Giften u. s. w., doch immer nur ganz im Allgemeinen, handelt. Die allgemeine Symptomatologie zeigt uns denn die einzelnen Züge, wenn Sie wollen, die einzelnen Theile der Krankheit, als einer in der Erscheinung bestehenden, ihre Symptome, und zwar als Veränderungen auf den verschiedenen allgemeinen Seiten des organischen Seins, die in Krankheiten vorkommenden Modificationen des Blutumlaufes (vom Pulse), des Verdauungssystems (vom Appetit,

Durst ꝛc.) u. s. w. Dabei giebt sie denn allerdings auch schon die Grundzüge zu den allgemeinsten Krankheits-formen, den Grundkrankheiten. Indessen der Inhalt der allgemeinen Pathologie, ihr Umfang ist keinesweges so ganz genau festgestellt, wenigstens nicht als ein allgemein anerkannter, ihre Grenzen werden bald etwas enger, bald weiter gezogen, wie sie sodann auch hinsichtlich ihres objectiven Princips und ihrer Lehren aus den Händen ihrer verschiedenen Bearbeiter bekanntlich sehr verschieden hervorgeht. Doch das geht uns hier nichts an — genug, die allgemeine Pathologie ist eigentlich der philosophische Theil der Krankheitslehre und bietet gewiß jedem, der nicht völlig unempfänglich für jede allgemeinere Betrachtung ist, ein höchst interessantes Studium dar. — Dann geht's aber in die specielle Pathologie hinein, in das Gebiet des Concreten, unter die unendliche Menge der verschiedenen Krankheiten, der besondern Krankheitsformen. Die werden nun eingetheilt in Classen, Gattungen, Arten u. s. w., oder in größere und kleinere Haufen zusammengelegt nach den Organen und Systemen, die man für ihr Substrat hält, dem Wesen, welches man ihnen beigelegt hat, nach Verlauf und Dauer u. s. w., kurz, nach sehr verschiedenen Principien und von den mannigfachsten Gesichtspunkten aus — immer aber bleibt es eine enorme Masse besonders bezeichneter Krankheitsformen, die man auf die eine oder die andre Weise geordnet

hat. Da wird denn wieder erst das Allgemeinere, dann das Besondere abgehandelt, z. B. von den Fiebern. Was ist nicht Alles von den Fiebern im Allgemeinen zu sagen! Dann kommen die einzelnen, besondern Fieberformen, die anhaltenden, die anhaltend-einfachen und zwar entzündlichen, fauligen, nervösen Fieber, die anhaltend-zusammengesetzten Fieber u. s. w. u. s. w. Darauf das große Capitel von der Entzündung im Allgemeinen und das noch größere von der Entzündung der einzelnen Organe. Aus den verschiedenen Fiebern und den verschiedenen Entzündungen setzen sich aber wieder die mannigfachsten Krankheitsformen zusammen. Dann rückt die Heerschaar der chronischen Krankheiten heran, und all' die individuellen Formen combiniren sich wieder unter einander in unendlich verschiedenen Verhältnissen. Da giebt es eine Masse von Namen und Bezeichnungen, Begriffen, Lehrsätzen und Hypothesen, daß man im Anfange schon froh sein kann, wenn man nur nicht ganz confus dadurch wird. — Das wird Sie nicht abschrecken — das weiß ich. Aber glauben Sie nicht, daß es da immer etwas Neues giebt, was die Arbeit interessant macht; freilich *neue* Verbindungen, aber *alte* Begriffe. Jedenfalls tritt Ihnen eine Masse von Altem und Bekanntem immer wieder von neuem vor die Augen; denn der übereinstimmenden Momente in den unzähligen und selbst in den verschiedensten Krankheitsformen giebt es doch immer

eine große Menge, und was Sie bei einer Krankheit gehört haben, müssen Sie bei hundert andern wieder hören. Dieselben Eintheilungsmomente, dieselben Gesichtspunkte, dieselben Symptome, überhaupt dieselben Bezeichnungen und Begriffe kommen immer wieder von Neuem vor und die ganze Darstellungsweise bleibt ewig dieselbe: I. die verschiedenen Bezeichnungen der Krankheit, ihre Literatur, die für eine Menge von Krankheiten dieselbe ist, d. h. es sind dieselben schon so oft gehörten Namen gewisser Autoren, die man immer wieder zu hören bekommt. II. Beschreibung der Krankheiten — Symptomatologie. Als Vorboten der Krankheit hat man sich zu merken, was man schon so ziemlich bei allen übrigen sich auch merken mußte; da kommt selten etwas Besonderes, Charakteristisches vor. Dann hat sie dieselben Stadien und in ihnen eine Menge Symptome mit den meisten andern Krankheiten gemein. Nun folgen ihre Ausgänge: in Genesung, oder in den Tod, oder — ja, entweder, oder! Das wird uns ewig wieder vorerzählt mit 1, a. b. 2, u. s. w. Darauf der Sections-Fund: der Eine hat dies, der Andre das gefunden. III. Aetiologie. 1. causa proxima. Da erhalten wir in der Regel Variationen eines Thema's, das wir schon zum Ueberdruß gehört haben — der Professor giebt noch seine eigene hinzu, oder erklärt, daß wir von der causa proxima nichts Bestimmtes wissen. 2. causae remotae, a. Anlage, b. äu-

ßere Schädlichkeiten. Sie sind auch bei sehr vielen Krankheiten immer dieselben, oder was darüber gesagt wird, ist so gut wie gar nichts. Ebenso werden nun wieder die einzelnen Arten durchgenommen, kurz es geht immer in demselben Train fort, fast wie in einer ebenen Chaussee, die in einer schnurgeraden Baum-Allee hinläuft. Denken Sie Sich, Sie müßten da hindurch, und von jedem Baume eine vollständige Beschreibung anhören. Sollte Ihnen das nicht zuletzt langweilig vorkommen? Unter den Bäumen ist freilich keiner dem andern ganz gleich, aber die meisten sind sich doch im Grunde sehr ähnlich, und endlich sind es doch alle — Bäume, Bäume und immer wieder Bäume, und bei jedem müssen wir Wurzeln, Stamm und Aeste, Aeste, Stamm und Wurzeln immer von neuem und wieder betrachten, bis wir zu dem Wenigen, was ihm eigenthümlich ist, gelangen. Und das ist auch nicht immer ein Positives — es fehlt ihm vielleicht nur dieser oder jener Zweig — oder wir haben es doch auch schon oft genug gesehen, nur allerdings in etwas anderen Verhältnissen zu dem Uebrigen. Ja, wenn Sie dabei noch ein besonderes Interesse haben, so wird das Ihren Eifer aufrecht erhalten — wir reden hier aber nur von dem Studium der Wissenschaft an sich ohne Rücksicht auf den praktischen Zweck, den Sie damit erreichen wollen. Nun muß ich Ihnen aber auch hier wieder bemerken, daß die specielle Patho-

logie Ihnen durchaus nicht alles das giebt, was Sie wahrscheinlich erwarten, und daß Sie nicht mal alles das, was sie Ihnen giebt, künftig gebrauchen können.

Endlich kommen Sie nun zur Therapie, zur eigentlichen Heilkunde — doch nein! Erst müssen Sie noch den **apparatus medicaminum** kennen lernen, jene ungeheure Sammlung aller Waffen, mit denen man je das Haus der Krankheiten angegriffen hat. Die Therapie wird Ihnen dann sagen, welche Sie in einzelnen Fällen und überhaupt nach welchen Grundsätzen Sie zu wählen haben — aber erst müssen Sie sie kennen lernen, also: alle die Blüthen, Stengel, Rinden, Wurzeln, Harze, Erden und Metalle, kurz alle jene Substanzen aus allen drei Reichen der Natur, welche man gegen Krankheiten etwa angewandt hat. Sie müssen sie kennen lernen nach ihrem Aeussern, nach Geruch und Geschmack, nach ihren Bestandtheilen, den Grundstoffen, aus denen sie bestehn, von woher sie kommen, wie sie gewonnen werden u. s. w. Das lehrt Sie die Pharmakologie, die Pharmacie dagegen die Zubereitung der Arzneimittel, von denen manche Produkte der Kunst sind und namentlich auf chemischen Wege gewonnen werden, andre wenigstens, bevor sie angewandt werden können, noch einer besonderen Bearbeitung bedürfen. Sie sehen, Sie kommen damit in das Gebiet der Apotheker hinein. Vor Allem aber müssen Sie wissen, wie denn nun

alle diese Substanzen auf den Organismus überhaupt wirken, was sie für Kräfte haben (Pharmakodynamik) und in welcher Form, ob als Aufguß oder Abkochung, in Auflösung oder als Pulver, und in welcher Quantität, in welcher Dosis sie gegeben werden; auch giebt es gewisse Regeln, die man beachten muß, will man einzelne Arzneimittel zusammensetzen und gleichzeitig anwenden. Ueber alles dieses wird man Sie dann das Weitere belehren theils in der Receptirkunst, theils in der Pharmakodynamik, oder auch gleich in der Pharmakologie. Es giebt hier verschieden bezeichnete Doctrinen, deren Inhalt und gegenseitiges Verhältniß indessen verschiedentlich angegeben wird. Die Pharmacie bezeichnet bekanntlich auch die Apothekerkunst überhaupt, die dann die Pharmakologie wieder voraussetzt. Früher gab die »**Materia medica**, Arzneimittellehre,« dem Arzte so ziemlich Alles, etwa mit Ausnahme der Pharmacie, was er auf diesem Felde bedurfte, und die Beziehung der Mittel zu einzelnen Krankheiten noch dazu, nachher trennte sich davon die Pharmakologie als naturhistorische Beschreibung der arzneilichen Substanzen, die Receptir-Kunde trat als eine besondere Doctrin auf, die Pharmakodynamik, und der Inhalt der alten **Materia medica** wurde verschiedentlich vertheilt. Indessen dem Namen und dem größten Theile ihres Inhaltes nach existirt sie doch auch noch jetzt, und übrigens kommt es uns hier auch nur

auf die Masse und die Mannigfaltigkeit des zu Wissenden an, und nicht auf die Vertheilung desselben in verschiedene Doctrinen. Genug haben Sie auch hier zu betrachten und dem Gedächtnisse und der Phantasie einzuprägen, zu lernen und zu behalten. Resultate der Speculation oder vielmehr der Phantasie kommen auch, und zwar in der Pharmakodynamik im Ueberfluß, vor, allein um sie sich anzueignen, bedarf es weniger eines scharfen Verstandes und vielen Nachdenkens, als eines guten Glaubens. Das Gedächtniß hat aber jedenfalls die meiste Arbeit. Die wird nun freilich sehr erleichtert durch die Anschauung der Arzneikörper, und gewiß auch für Viele gerade hierdurch besonders interessant. Es ist da viel zu sehen; man schafft sich selbst eine kleine Sammlung an, eine Apotheke in nuce, die man ordnet und aufstellt, wo man bald die vortreffliche China-Rinde, bald den Arsenik und all' die schauderhaften Gifte mit Wohlgefallen betrachtet. Einen besonderen Reiz mag dann auch wohl für Manchen der Gedanke haben, da am Ende selbst noch Manches zu entdecken, neue Compositionen zu erfinden, Bedeutendes aus der Menge hervorzuziehen u. s. w. Doch — solche Vorstellungen verlieren sich dann, wenn man erst einsieht, daß es hier auf ein Entdecken und Erfinden so sehr nicht ankommt, vielmehr der, welcher noch etwas zu leisten denkt, ein Geschäft zu übernehmen hat, welches Phantasie und Speculation eher ausschließt, und

sehr viel Mühe, Zeit und Geduld erfordert, das der Revision, des unausgesetzten Prüfens eines einzelnen Mittels, wobei glänzende Resultate, wie sie sich der Laie denken mag, eben nicht zu erwarten sind. Nein, beachten Sie nur, ob das Studium jener Doctrinen an sich, wie sie jetzt bestehen, Sie interessiren wird, ohne Rücksicht darauf, was Sie selbst dermaleinst darin leisten könnten, ohne Rücksicht auf ihre Bedeutung für die praktische Heilkunde, für Ihren künftigen Beruf; nehmen Sie selbst an, daß Vieles von dem, was Sie jetzt lernen müssen, Ihnen künftig als ungegründet und unbrauchbar erscheinen würde, und überlegen Sie, ob trotz dieser Voraussetzung Sie Sich gern damit beschäftigen möchten. — Nun also zur Therapie — endlich! Sie denken nun wahrscheinlich, die Therapie werde ein Werk sein, würdig des reichen Materials, das man zu seiner Erbauung mühsam herbeigebracht hat, werde sich erheben auf jenen Grundlagen als ein schöner, stolzer Bau, den jeder mit Lust in allen seinen Verhältnissen betrachten möchte, aber — Sie irren Sich. Es ist die eigentliche Heilkunde nichts, als ein Anbau der Pathologie, der zu ihren Verhältnissen schlecht genug paßt. Hat man Ihnen da die Krankheit nach allen ihren Beziehungen auseinandergelegt, so wird Ihnen nachträglich mit wenigen Worten gezeigt, wie sie zu heilen ist, haben Sie nur erst die Höhen der Pathologie und **Materia medica** erreicht, die eigent-

lich wissenschaftliche Therapie nimmt Sie dann wenig mehr in Anspruch. Der Wege, auf welchen man den Krankheiten beikommen kann, sind so gar viele nicht — die werden Sie bald übersehen — der Mittel, mit welchen Sie diese Angriffe ausführen können, giebt es allerdings sehr viele, indessen es werden Ihnen nur die wenigsten zur Wahl geboten — kurz es fallen immer eine Menge nosologischer und pharmakodynamischer Beziehungen unter einen therapeutischen Gesichtspunkt. Sie haben nicht viel zu studiren an der Therapie, sie geht schon aus Ihren früheren Studien fast von selbst hervor. Daher wird sie auch in der Regel vereinigt vorgetragen mit der Pathologie — Sie bekommen sie da gleich mit in den Kauf. Wohl aber hat die sogenannte wissenschaftliche Therapie noch einen empirischen Anfang, wo Ihnen Mittel gegen Krankheiten angegeben werden, die unabhängig von allen früheren Voraussetzungen, allein aus der Erfahrung hervorgegangen sind, oder hervorgegangen sein sollen. Daran haben Sie aber natürlich nicht viel zu begreifen, aber wieder desto mehr auswendig zu lernen. Ob Sie das mit Eifer thun werden aus Rücksicht auf Ihre künftige Praxis, kommt hier eben so wenig wie früher bei ähnlichen Gelegenheiten in Frage, sondern nur: ob es Ihnen, abgesehen von jener Rücksicht, schon an sich eine angenehme, interessante Beschäftigung sein wird. Käme jene Rücksicht hier in Betracht, so müßt' ich auch

hier Ihnen wieder bemerken, daß die ärztliche Praxis keinesweges so unbedingt durch die Therapie, welche man auf Universitäten studirt hat, bestimmt wird. Interessant möchte es Ihnen allerdings wohl sein, die verschiedenen pathologischen und therapeutischen Systeme, die es zu allen Zeiten gegeben hat und noch giebt, miteinander zu vergleichen, indessen dazu würden Sie doch wenigstens vorläufig nicht gelangen können. Die Geschichte einer Wissenschaft wird Manchen interessiren, der deßhalb doch nicht Lust hat, die Wissenschaft selbst en détail und mit Allem, was dazu erforderlich ist, zu studiren. Bedenken Sie also, ob alles Bisherige Ihnen gefällt, die Therapie nimmt Zeit und Nachdenken am wenigsten in Anspruch, verstehen Sie — die Therapie an sich und die, welche Sie studiren sollen; denn später wird im Gegentheil die Behandlung Ihrer eigenen Kranken Sie ganz beschäftigen, aber keinesweges mit dem Studium der eigentlichen Wissenschaft, von der sie viel unabhängiger ist, als die Meisten es glauben mögen. Die Therapie, die eigentliche Heilkunde im engeren Sinne des Worts, giebt Ihnen nun zunächst einige allgemeine Grundsätze an, für die Behandlung der Krankheiten überhaupt, zeigt Ihnen die verschiedene Art und Weise, wie man auf sie einwirken kann und die, welche bei jedem der Hauptcharaktere, unter denen alle Krankheiten auftreten, angebracht ist, lehrt Sie überhaupt die sogenannten Grundkrankheiten be-

handeln. Dabei giebt sie zugleich die Mittel im Allgemeinen an, welche sie angewandt wissen will, also damit auch die Grundzüge zu einer praktischen Pharmakodynamik. So lehrt sie z. B., daß die ärztliche Kur nicht immer ein und denselben Zweck verfolgen kann, und demnach bald eine Milderungs-Kur (**cura palliativa**), bald eine gründliche Kur (**cura radicalis**) ist u. s. w., daß sie in gewisse Momente zerfällt, nach den verschiedenen Hauptrücksichten, die sie zu nehmen hat, und daß diese theils die Ursache, theils die Krankheit selbst betreffen u. s. w., überhaupt bei jedem Heilverfahren Verschiedenes zu verschiedenen Zeiten nothwendig erscheint, indicirt, angezeigt ist, und daß man diese Indicationen befolgen d. h. nichts ohne bestimmten Grund thun muß; so giebt es für die Kur im Allgemeinen eine **indicatio palliativa**, wo die Palliativ-Kur, eine **indicatio curatoria**, wo die Radical-Kur, und weiterhin eine **indicatio causalis**, wo die Entfernung der ursprünglichen Momente, eine **indicatio morbi**, wo die directe Bekämpfung der Krankheit das Angezeigte ist u. s. w. Die **indicatio morbi** bezieht sich aber wieder zunächst auf den allgemeinen sogenannten dynamischen Charakter, den die Krankheit zur Zeit hat, und darnach werden durch sie verschiedene Haupt-Methoden, die schwächende, die stärkende Methode u. a. indicirt. Die Methode umfaßt aber wieder die Anwendung gewisser Mittel, die dann zuletzt das

Indicirte, die eigentlichen Indicate ausmachen. Welche Mittel es dann sind, die durch gewisse Haupt-Methoden angezeigt, indicirt werden, zu ihrer Ausführung dienen, giebt sie dann in der Regel auch an — kurz sie verbreitet sich über die allgemeineren Punkte, erläutert und bestimmt gewisse Begriffe, die bei der Behandlung der Krankheiten überhaupt in Betracht kommen. Bis hierher nun, vielleicht auch noch etwas weiter hin, führt sie den Namen »allgemeine Therapie« und schließt sich der »allgemeinen Pathologie« an, mit der sie auch gewöhnlich in einem und demselben Collegio oder demselben Handbuche vorgetragen wird; denn ihres Inhaltes ist nicht gar viel. Was aber noch schlimmer ist, er ist nicht immer derselbe. Die Definitionen weichen nicht selten von einander ab, die allgemeinen Gesichtspunkte stehen nicht überall fest, kurz wie die pathologischen Systeme und Grundansichten verschieden sind, so ist es auch die allgemeine Therapie. Die besondere nun schließt sich, wie ich Ihnen schon bemerkte, ganz der speciellen Pathologie an, sie bildet mit ihr formell ein Ganzes — nach der Darstellung einer jeden Krankheit folgt sogleich das für sie passende Heilverfahren. Die specielle Pathologie und Therapie ist also hier die Doctrin, bei der es hauptsächlich darauf ankommt, ob ihr Studium Sie interessiren wird oder nicht. Sie bekommen also da Namen, Literatur und Beschreibung der

Krankheit, ihres Verlaufes, ihrer Ausgänge, die Angabe ihres Wesens und der sie veranlassenden Momente, oder ihre Symptomatologie und Aetiologie. Es möchte nun scheinen, als ob Sie damit schon genug hätten, um künftig die Krankheit in ihrer Besonderheit auch zu erkennen, indessen, ob dies ein so sehr wichtiger und nicht minder schwieriger Punkt ist, so wird nun noch mal das Alles hervorgehoben, wodurch sich die Krankheit von denen, die ihr am ähnlichsten sind, unterscheidet. Das thut die Diagnostik; sie giebt das, was für die Erkenntniß der Krankheit in ihrer Besonderheit, für ihre Diagnose besonders wichtig ist. Die Semiotik oder Zeichenlehre deutet nur auf den Zusammenhang äusserer Erscheinungen mit inneren Zuständen, überhaupt auf die Bedeutung der äußern Erscheinung hin, ohne sich dabei um den eigentlichen Charakter der ganzen Krankheit zu bekümmern. Das thut nur die Diagnostik, der jene also damit vorarbeitet. Die Semiotik wird wol als ein Ganzes in eignen Handbüchern abgehandelt, die Diagnostik aber in der Regel, gleichsam zertheilt und zerstückelt, von der speciellen Pathologie und Therapie aufgenommen und in ihren Inhalt verwandt, d. h. es werden ihre betreffenden Angaben gleich bei jeder einzelnen Krankheit hingestellt, und zwar folgen sie gewöhnlich auf die Aetiologie derselben. Die Art und Weise aber, den **modus procedendi**, den der Arzt am Krankenbette anwen-

den muß, um zu einer richtigen Erkenntniß der Krankheit zu gelangen, wozu er nicht selten gewisse technische Hülfsmittel benutzt (technische Diagnostik), die Regeln für den Kranken-Examen überhaupt pflegt wohl die allgemeine Therapie zu geben. Die Diagnostik gehört sonst eigentlich offenbar zur Pathologie, aus der sie auch hervorgeht, wie denn der, welcher sich allein mit der Krankheit, ohne Rücksicht auf ihre Heilung, wie der Naturforscher mit dem Gegenstande seiner Forschung, beschäftigen wollte, der Pathologe als solcher, gar der Diognostik nicht entbehren könnte, es auch hier, wo er sich mit dem Therapeuten vereinigt hat (d. h. — doch Sie verstehen mich), augenscheinlich seine Sache ist dem das Object seiner Thätigkeit, die besondere Krankheit, gegen die er agiren soll, als solche nachzuweisen. Dagegen kann man es nicht vom Pathologen verlangen, daß er allein das Urtheil über den Ausgang der Krankheit während der Behandlung abgiebt. Das ist wenigstens zum Theil Sache des Therapeuten, der am besten wissen muß, was er mit seinen Mitteln zu leisten vermag. Die Motive nun, welche solche Entscheidung oder die Vorhersage in Bezug auf die Kur, die Prognose, bestimmen, lehrt die Prognostik, deren allgemeine Regeln auch die allgemeine Therapie vorträgt, während ihre Angaben in Bezug auf jede einzelne Krankheit die specielle Pathologie und Therapie enthält. Da finden Sie also nun nach der

Aetiologie noch die Diagnose und die Prognose angegeben, und dann kommt erst die Therapie, und zwar zunächst mit ihrer **indicatio causalis**. Die wird nun in der Regel mit wenigen Worten abgefertigt, denn bei der Mehrzahl der Krankheiten lassen sich ihre äusseren Causalmomente, die **causae occasionales**, gar nicht genau und mit Sicherheit bestimmen, und, wo es möglich ist, haben sie doch gewöhnlich längst zu wirken aufgehört. Daher läßt sich auch nicht viel darüber sagen, wenn man nicht etwa wiederholen will, was man schon oft gesagt hat, oder was sich ganz von selbst versteht. Die Rubrik **I.**, **indicatio causalis**, darf jedoch bei der Therapie keiner Krankheit fehlen, wenn sie auch nichts enthielte, als die ewig sich wiederholende Phrase: »man suche die Gelegenheitsursachen zu entfernen, wo solche noch vorhanden sind.« Darauf folgt **II.** die **indicatio morbi**, welche sich zunächst auf den sogenannten dynamischen Charakter der Krankheit bezieht. »Man behandle die Krankheit nach der Differenz ihres dynamischen Charakters« heißt es da. Ist dieser 1) der sthenische (synochale, phlogistische u. s. w., d. h. ist dabei die organische Kraft und Thätigkeit übermäßig gesteigert), so wende man die antiphlogistische, schwächende Cur-Methode an, d. h. Aderlaß, kühlende Salze u. s. w.; 2) der asthenische (adynamische u. s. w., d. h. der der gesunkenen Kraft, der Schwäche) und zwar a. der erethische (wo zu-

gleich eine große Beweglichkeit des Nervensystems vorhanden ist), so befolge man nach den Umständen die beruhigende, krampfstillende, die Sedativ-Methode, oder die erregende und stärkende, die excitirende und roborirende; **b.** der torpide (wo die organischen Kräfte bei ihrer Schwäche zugleich träge, in einer gewissen Apathie und Indolenz befangen sind), so ist vorzugsweise die excitirende Methode indicirt. Bei jeder Methode werden dann die Hauptmittel, durch welche sie realisirt wird, so wie die diaetetischen und regiminellen Vorschriften, welche für sie passen, angegeben. — Andre fassen indessen diesen allgemeinen dynamischen Charakter wieder anders auf, Alle bilden aber damit und mit den entsprechenden Methoden ein gewisses Schema für ihre Behandlung der Krankheiten, was bei jeder einzelnen immer von neuem wieder angegeben wird. Auch die Merkmale, woran bei den einzelnen Krankheiten der sthenische oder asthenische Charakter zu erkennen sein soll, wiederholen sich oft, wie die Mittel, welche durch die verschiedenen Methoden indicirt sind. Indessen kommen hierzu doch auch noch einige andere Rubriken, theils für den besonderen Charakter mancher Krankheiten, für verschiedene andere Indicationen, theils für noch einige Kur-Methoden. So haben wir noch die resolvirende (auflösende), alterirende (umändernde), antigastrische, und vor allen die derivative (ableitende) Methode u. s. w. Die specifische, die eine be-

stimmte Krankheit mit einem gewissen Mittel, welches für sie besonders paßt, unmittelbar und ohne Rücksicht auf allgemeine pathologisch-therapeutische Grundsätze heilt, haben wir leider nur in den seltensten Fällen; dagegen eine Menge Medicamente, die aus der Erfahrung entnommen sein sollen, und oft für specifische ausgegeben werden. Die sich zu merken und zu behalten, ihre Verbindungen und Dosen, worauf es oft besonders ankommen soll, macht dann auch die Hauptarbeit beim Studium der eigentlichen Therapie aus; denn mit ihren Lehren, die sie sich aus dem ihr von Pathologie, Pharmakodynamik und anderen Doctrinen gelieferten Material gebildet hat, mit ihren Regeln, die aus allgemeinen Grundsätzen hervorgehen, wird man bald fertig. Die sogenannte wissenschaftliche, durch Theorie begründete Therapie ist, wenn auch allerdings bei verschiedenen Lehrern verschieden, doch im Grunde sehr einfach. Hat man nur die pathologischen und die anderen Vordersätze, die dazu gehören, der therapeutische Schluß folgt von selbst. Das wäre also die specielle Pathologie und Therapie. Soll ich Ihnen nun noch etwas von jenen Theilen der »Heilkunde im Allgemeinen,« von der Chirurgie und Entbindungskunde sagen? Die Operationslehre hat sehr viel im Gebiete des Mechanischen zu thun, würden Sie gern ihr dahin folgen? In wie weit die Pathologie und Therapie dabei in Betracht kommt, können wir hier unbe-

rücksichtigt lassen — die **operative** Chirurgie und Entbindungskunde an sich nimmt vorzugsweise viel Talent und Lust und Neigung zu einem solchen Studium in Anspruch, das sich in materiellen und namentlich mechanischen Beziehungen bewegt. Daß dabei Nachdenken und ein gesundes Urtheil auch erforderlich ist, versteht sich wohl von selbst, indessen die eigentliche Speculation hat dabei wenig zu thun, es ist da nicht »das Reich des Gedankens.« Die Theorie ist hier fest und einfach; wo sie es noch nicht ist, wo sie noch mit dem alten Plunder beladen oder künstlich mit pretentiösen Floskeln, mit kleinlichen Distinctionen oder solchen Dingen, die sich von selbst verstehen, in die Breite gezogen wird, da ist sie langweilig und widerlich. Jedenfalls erfordert sie immer weniger Studium als Uebung; das wird aber allerdings Vielen gerade recht sein. Die Entbindungskunde mag dann noch für Manchen einen besonderen Reiz haben. Wer aber lüsternen Sinnes sich ihr weiht, der ist wahrhaftig zu bedauern! Denn abgesehen davon, daß jenes Motiv eines der unwürdigsten ist, wird der, welcher ihm folgt, noch dazu sich ganz verrechnen, der Kitzel, der ihn treibt, auf eine ganz andre Weise befriedigt werden, als er sich wohl denkt. Es giebt manche Dinge, die nur in einer gewissen Entfernung betrachtet sein wollen, Illusionen, die aus Genußsucht wenigstens nur ein Narr zerstören mag — kurz der sinnlichste, genußsüchtigste Mensch wird, wenn er

klug ist, sich wohl hüten, nur den Fuß in ein Entbindungshaus zu setzen. Bah — glauben Sie mir, es gehört ein Entschluß dazu, Accoucheur zu werden! Ueberhaupt halte ich es für kein geringes Opfer, welches der Arzt seinem Berufe bringen muß, daß er in so manchen Fällen zu der widerlichsten Prosa gezwungen ist, wo Andere poetisch schwärmen können. Ja, was Poesie! Die beseligendsten Gefühle leitet er, weiß Gott! woher? Vom Erhabensten kennt er den gemeinsten Ursprung, in der schönsten Blüthe sieht er den Wurm, der daran nagt, er verfällt nur zu leicht dem Principe des Verneinens.

Den Kreis der medicinischen Doctrinen, wenigstens der, worauf es hier besonders ankommt, haben wir nun wohl durchgemacht — freilich etwas sehr rasch, und viel ist es nicht, was Sie gesehn haben, indessen eine Uebersicht des Ganzen, ja selbst eine oberflächliche Uebersicht des Einzelnen haben Sie doch wohl bekommen. Viel mehr werden Sie aber nie erhalten können, wenn Sie Sich nicht entschließen wollen, erst mal zur Probe Medicin zu studiren. Aber — holen Sie Sich doch einige Compendien und Collegienhefte von Ihrem Arzte und blättern Sie die mal durch! Freilich auch kein sehr gründliches Verfahren, indessen es mag doch vielleicht dazu dienen, Sie etwas mehr zu orientiren, und wenn Sie dann nur Sich selbst recht ernstlich prüfen, Ihre literarischen Neigungen, Ihren Geschmack, die vorherr-

schende Richtung Ihres Geistes, so, denk' ich, müßten Sie dann doch so ungefähr wenigstens schon wissen: ob das Studium der Medicin Sie etwa ganz besonders interessiren wird, oder — gar nicht?

Lassen Sie uns noch mal das resumiren, was ich Ihnen bisher über die Wissenschaft, wie ihre Ausübung, über den Beruf des praktischen Arztes gesagt habe. Die Naturwissenschaften erscheinen wohl den Meisten, die sie aus einer gewissen Ferne betrachten, sehr interessant, verlieren jedoch für Manchen allen Reiz, wenn er sich mit ihnen **en détail** beschäftigen, und die Forderungen, die sie an ihre Anhänger stellen, erfüllen soll. Besonders gilt dieses von den naturhistorischen Doctrinen. Durch äußere Motive kann aber das Interesse dafür auch nicht erhalten werden, ich meine, durch die Rücksicht auf einen gewissen Zweck, zu dessen Erreichung ihr Studium unumgänglich nothwendig wäre; denn die übrigen medicinischen Wissenschaften setzen sie keinesweges in dem Maße voraus, als man gewöhnlich annimmt, stehen mit ihnen nur in einem sehr lockern Zusammenhange, wenigstens bis jetzt, und die Ausübung der Heilkunde an sich erfordert sie noch viel weniger. Jene Doctrinen, die sich mit dem menschlichen Organismus insbesondere, und zwar mit seinem normalen Zustande beschäftigen, die Anatomie und Physiologie sind allerdings von der wissenschaftlichen Heilkunde unzertrennlich, und können

auch, abgesehn hiervon, von dem praktischen Arzte nicht entbehrt werden, selbst wenn er mehr oder weniger unabhängig von der bestehenden Theorie seinen Beruf ausübt; indessen man darf doch auch hier jene Bedeutung nicht zu hoch anschlagen. Die Anatomie wird keinesweges in ihrer ganzen Ausdehnung und so unbedingt von der Physiologie vorausgesetzt, wenigstens nicht von der bestehenden, wenn auch von dem Ideal der Physiologie: auch ohne ein vollständiges und umfassendes Studium der Syndesmologie und Myologie können Sie ein sehr tüchtiger Physiolog werden. Direct mit der praktischen Medicin steht aber die Anatomie gar nicht in so genauer Verbindung, viel mehr allerdings mit der Chirurgie. Grundlage der Krankheitslehre, wie überhaupt der wissenschaftlichen Medicin soll freilich die Physiologie sein, indessen es ist die Frage, ob sie das überhaupt so unbedingt sein kann? und keine Frage, daß sie wenigstens jetzt diese Aufgabe noch nicht erfüllt. Also auch hier wird der Gesichtspunkt, wo das Studium dieser Doctrinen als Mittel zur Erreichung eines bestimmten Zweckes erscheint, vielleicht nicht ganz genügen, den Eifer dafür immer rege zu erhalten, und es noch sehr darauf ankommen, ob es an sich das Interesse fortwährend in Anspruch nimmt. Von der Physiologie ist das aber vielleicht eher zu erwarten, als von der Anatomie. Ueberhaupt hat man bei diesen, wie bei allen andern hierher gehörenden

Doctrinen wohl zu überlegen, ob man sich für sie als Wissenschaften an sich, oder als Hülfswissenschaften der Medicin interessirt, und zu bedenken, im ersten Falle, daß der künftige Beruf es nicht erlauben wird, sich ihnen ganz zu widmen, im letzteren, daß sie keineswegs die Hülfe leisten, die man in der Regel von ihnen erwartet. Dieselbe Rücksicht hat man zu nehmen, wenn man die wissenschaftliche Krankheits- und Heilmittellehre der Therapie gegenüber, ja diese selbst im Verhältniß zur künftigen Ausübung des ärztlichen Berufs betrachtet. Die Lücke aber, die zwischen Theorie und Praxis existirt, und wahrscheinlich mehr oder weniger ewig bestehn wird, muß uns um so fühlbarer werden und desto schmerzlicher berühren, je lebhafter wir uns für die eine oder andre interessiren. — Betrachten wir nun den ärztlichen Beruf an sich, so springt es in die Augen, daß er mit sehr vielen Mühseligkeiten und Beschwerden verbunden ist. Will man jedoch diese positiven Uebel gar nicht mit in Anschlag bringen, so werden die Entbehrungen, die der Arzt sich gefallen lassen muß, mindestens jeden Epikuräer, der einigermaßen weiß, was er will, von einem solchen Berufe abschrecken. Dem Ehrgeize aber vermochte er nie viel zu bieten. Dafür brachte er früher allerdings Reichthum ein, der dann wenigstens der Familie zu gute kam — jetzt hat er aber auch diese gute Eigenschaft verloren. Wer also nur im Entferntesten dem Zuge folgt nach Geld

und äußerer Ehre, den Polen, um welche die moderne Welt sich dreht, der kann nichts Unzweckmäßigeres thun, als die Laufbahn des praktischen Arztes zu wählen. Doch nicht ihn allein wird sie täuschen — auch den, der unbekümmert um den Genuß und die Eitelkeit der Welt nur im stillen, häuslichen Familienleben die Bedingungen seines Glückes sieht, und in der Ruhe und Heiterkeit des Gemüthes die höchste Gunst, die das Schicksal dem Sterblichen gewähren kann. Kurz, der ärztliche Beruf verlangt mehr wie jeder andre die bedeutendsten Opfer nicht nur an materiellem Lebensgenuß, sondern auch, und das ist besonders zu berücksichtigen, an wahrem Lebensglücke. Den Ersatz aber, den Viele dafür erwarten, das beseligende Gefühl, Retter und Helfer seinen leidenden Brüdern zu sein, bekommen Manche auch nicht, am wenigsten die, welche am meisten darauf rechneten; denn das, was unsre Kunst überhaupt vermag, ist, zu einem bedeutenden Theile wenigstens, noch sehr problematisch, und die Skepsis findet hier reichliche Nahrung. Dies gilt indeß weniger von der Chirurgie und Entbindungskunde, als von der eigentlichen Medicin. Sie oder vielmehr der Beruf des praktischen Arztes hat dem, der sich bisher nicht dadurch befriedigt fühlte, nur noch Eins zu bieten, was ihm allerdings vielleicht genügen wird, das Bewußtsein nehmlich, dem Leidenden und Bedrängten, wenn auch nicht immer ein

Retter, doch ein Freund in der Noth zu sein, der ihm, wenn auch nicht immer positive, doch negative, wenn auch nicht immee materielle, doch moralische Hülfe bringt, Hoffnung, Muth und Zuversicht, Trost und Beruhigung. Wer sich nach ernstlicher Prüfung dazu berufen fühlt, darin eine würdige, genügende Aufgabe seines Lebens sieht, die er trotz aller Opfer, die sie verlangt, mit Freudigkeit erfüllen würde, der allerdings braucht sich nicht lange zu besinnen, eh' er sich entschließt, Arzt zu werden — jeder Andre desto mehr!

Nun noch Eins! Ich habe Sie hier mit der Heilkunde und dem ärztlichen Berufe nicht in dem Maße bekannt machen können, als es nöthig sein würde, um mit Sicherheit darüber zu bestimmen, ob er Ihnen zusagen wird oder nicht — es ist nun einmal ein nicht zu vermeidender Uebelstand, daß man unter den verschiedenen Berufsarten wählen muß, ohne sie hinreichend zu kennen — dafür will ich Ihnen nun noch die allgemeine, vorherrschende Richtung an Geist und Gemüth, einige der besonderen Neigungen, der geistigen und moralischen Eigenschaften angeben, aus denen sich mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen läßt, in wie weit der, welchem sie eigen sind, künftig in der medicinischen Theorie und Praxis Befriedigung finden wird. Wer aufmerksam ist auf Alles, was ihn umgiebt, mit einer gewissen Neugierde das unbedeutendste Ding, das ihm noch unbe-

kannt ist, betrachtet und genau untersucht, dabei Ausdauer hat, Talent zum Beobachten und viel Gedächtniß, der wird später leicht Geschmack an den Naturwissenschaften finden. Das läßt sich um so eher vermuthen, wenn er überhaupt mehr Sinn für das Reale, als das Abstracte, mehr für das Besondere als das Allgemeine hat, und sich lieber mit Dingen als Begriffen beschäftigt. Kommt hierzu eine gewisse praktische Tendenz, die bei Allem nie das, was nützlich ist, aus den Augen verliert, stets auf das Positive gerichtet ist, eine lebhafte, ich möchte sagen, plastische Phantasie und Lust am raschen, kühnen Combiniren, so ist damit der Grund und Boden gegeben, aus dem sich vorzugsweise eine dauernde Neigung zu den medicinischen Studien überhaupt, wie zur praktischen Medicin entwickelt. Ihre Ausübung, der ärztliche Beruf an sich, erfordert aber dann noch einige besondere Eigenschaften und Dispositionen bei dem, welchem er auf die Länge gefallen soll, und zwar einen überwiegenden Thätigkeitstrieb, einfaches, derbes Gefühl, eine gewisse Elasticität des Gemüthes, und das, was man im Allgemeinen „praktischen Sinn" nennt. — Wer dagegen kein Talent für sinnliche Beobachtung, wenig Gedächtniß und nicht die Geduld und Ausdauer hat, sich mit dem Einzelnen, Concreten zu beschäftigen, sich wenig dafür interessirt, immer gleich den Zusammenhang und allgemeine Resultate haben will, lieber im Reiche der Be-

griffe, als dem des Realen lebt, zu abstracten Speculationen und metaphysischen Grübeleien geneigt ist, für den wird das Studium der naturhistorischen Wissenschaften, wie der Medicin überhaupt sehr bald den Reiz verlieren. Von der Lust an dem Räthselhaften, Geheimnißvollen, Mystischen kann er allerdings unterhalten werden, aber schwerlich auf die Dauer. Die Zeiten der Romantik mit ihrer Astrologie, Kabbala und Alchymie sind für die Medicin vorbei; sie ist eben so nüchtern und prosaisch geworden, als alles andre. Und doch giebt es auch wieder ächt praktische Naturen, von denen sich im Voraus annehmen läßt, daß die Medicin sie zuletzt nicht befriedigen wird. Es sind die, welchen eine gewisse systematische Ordnung, Klarheit und Gründlichkeit in Allem, was sie treiben, Bedürfniß ist, die im Gebiete des Wissens wie des Handelns sehr strenge Anforderungen machen, immer nach Gründen verlangen, nichts umsonst (frustra) thun, Alles vollständig haben wollen, und nicht vom Flecke weichen, so lange ihnen noch etwas daran fehlt, die entschiedensten Feinde aller Hypothesen, die den geringsten Schatten von Ungewißheit nicht ertragen können, denen man Alles haarscharf definiren und beweisen soll — die werden die Mathematik oder vielleicht die Jurisprudenz, jedenfalls alles Andre eher goutiren, als gerade die Medicin. Die Neigung aber zu ihrer Ausübung, zum Berufe des Arztes wird am wenigsten bestehn bei einem

träumerischen Wesen, der vorherrschenden Neigung, in seiner eigenen, innern Welt zu leben, wobei in der Regel das Gemüth auf eine eigenthümliche Weise gegen alle äußere Eindrücke reagirt und eine gewisse pointilleuse, ängstliche Sinnesart sich ausbildet. Auch der, welcher ein Gelehrter werden, d. h. sein Leben unter Büchern und auf der Studirstube zubringen und nichts von dem trivialen Treiben der Welt sehen und hören möchte, kann natürlich seinen Wünschen und Absichten nicht mehr entgegenhandeln, als wenn er die Pflichten des praktischen Arztes übernimmt. Der muß für die Gegenwart, für die reale Wirklichkeit leben! Der Bedenkliche, der Aengstliche halte sich fern von unserem Berufe — wer nur die entfernteste Anlage zur Pedanterie, zur Hypochondrie oder Melancholie hat, werde nicht praktischer Arzt, wer aber gar zur Skepsis sich hinneigt, der ist verloren, wenn er sich unvorsichtig an unsern Beruf bindet. Für den paßt am besten eine Mischung aus dem sanguinischen und phlegmatischen Temperamente. Das sind so im Allgemeinen die Kriterien, nach denen sich so ungefähr im Voraus bestimmen, oder vielmehr vermuthen läßt, ob die Neigung, die Jemand für das Studium der Medicin und ihre Ausübung zu haben glaubt, ächt ist und sich erhalten wird, oder nicht. Sie enthalten zum Theil auch den Maßstab, nach dem man seine Qualification zum Arzte zu beurtheilen hat; indessen in dieser Hinsicht kommt doch

noch manches Andre in Betracht, und überhaupt fallen die Garantien für die Neigung und für die Tüchtigkeit zum Berufe keineswegs in allen Punkten zusammen. So wird z. B. der, welcher sich durch geistige Lebendigkeit auszeichnet und umfassenden Blick, dem bei jeder Krankheit gleich alle möglichen Eventualitäten eines ungünstigen Verlaufs vor Augen stehen, seinen Beruf vielleicht sehr schwer und am Ende gar unerträglich finden, während mancher Andre, dessen geistiger Gesichtskreis mehr beschränkt, der immer dreist und guten Muthes ist, weil er die Gefahr nicht sieht, sich sehr zufrieden dabei fühlt. Nichts desto weniger ist eine gewisse geistige Beschränktheit keineswegs das, was zum Arzte tüchtig macht. Wer am Krankenbette stets thätig sein, selbst eingreifen will, und nicht im Entferntesten daran denkt, daß doch seine Leistungen wohl hin und wieder etwas zweideutig sind — nun der wird gewiß seinen Beruf so recht **con amore** treiben und ihn nie aufgeben mögen; ob aber trotzdem der Beruf nicht ihn aufgeben würde, wenn er nur könnte, ist eine andere Frage! Wer zum Juristen geboren ist, oder zum Mathematiker, dem würde wahrscheinlich die Medicin nur schlecht gefallen, ihr würde es aber vielleicht sehr gut thun, wenn sie solcher Anhänger mehr bekäme. — Indessen wer sich ihr widmen will, der berücksichtige nur zunächst sein eigenes Interesse, und sehe zu, ob sie ihm gefällt und seine ganze Eigenthümlichkeit

vermuthen läßt, daß sie ihm auch für die Dauer zusagen wird. — Ist das nur der Fall, so braucht er wegen seiner Tüchtigkeit dazu nicht gar zu ängstlich mehr zu sein. Eine einigermaßen gute Gesundheit und eine gewisse Kraft des Gemüthes gehören allerdings dazu; wer indessen etwas apprehensiv ist, sich »ekelt vor Eiter und andern Dingen der Art, flau wird, wenn er eine Wunde erblickt oder bei einer Operation zugegen sein soll, den Schmerzensschrei eines Leidenden nicht ertragen, kein Blut sehen kann« — nun der braucht deßhalb noch nicht gleich zu glauben, daß er untüchtig zum praktischen Arzte oder Chirurgen ist. Das wird sich schon geben — das findet man bei vielen jungen Leuten, die später gegen alle solche Eindrücke wahrhaftig hinreichend gestählt sind, und jedenfalls wird eine tüchtige, ernste Gesinnung solche Aeußerungen eines reizbaren Nervensystemes schon unterdrücken.

Nun also überlegen Sie! Ein halbes Jahr haben Sie ja noch wol Zeit, eh' Sie Sich zu entschließen brauchen. Benutzen Sie es wohl, weniger um sich auf das Maturitäts-Examen, als auf die Wahl Ihres Berufes vorzubereiten! Sehen Sie auch, bitte, meine Bemerkungen nicht für etwas Andres an, als sie sein sollen. Ihre Individualität könnte ja auch sehr von der meinigen abweichen, und der Geschmack ist bekanntlich sehr verschieden. Ja es sind auch nicht mal immer so unbedingt meine eignen

Ansichten, die ich Ihnen da vorgeführt habe, oft aber nur Ansichten, die man vielleicht haben könnte, und zwar allerdings vorzugsweise solche, die, wenn sie sich dermaleinst in Ihnen entwickeln sollten, Ihrer Ruhe sehr gefährlich sein würden. Deßhalb habe ich sie Ihnen gezeigt, damit Sie Ihre etwanigen Feinde gleich im Voraus kennen lernen und ihnen entweder ganz aus dem Wege gehen, oder Sich doch auf ein mögliches Rencontre mit ihnen vorbereiten können. Also — prüfen Sie Alles, was ich Ihnen bisher gesagt habe, und suchen Sie Sich dazu so viel Hülfsmittel als Sie nur auftreiben können! —

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Leipzig, gedruckt bei F. H. Elbert.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Briefe eines Arztes über der ärztlichen Beruf und die Heilkunde an einen jungen Freund als er Medicin studieren wollte

Leipzig 1842

Med.g. 62 l
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10083998-3